

10299.  
XVI, 107.

# Estnische Monatschrift.

Siebenzehnten Bandes zweites Heft.

Februar 1868.

Inhalt: Russische Lopen, 2. Oblomow . . . . .	Seite 85.
Erinnerungen an Hamilas Adlersfabu . . . . .	„ 127.
Die Bildung des Kaufmanns und das Studium der Na- tionalökonomie, von Laspenres . . . . .	„ 156
Amerikanische Breie eines Estländers . . . . .	„ 174.

AR  
Fr. R. Kre  
Estn  
Riiklik  
Raamatukogu



Riga,

Druck der Estländischen Gouvernements-Druckerei.

1868.

# Russische Typen.

---

## II. Oblomow.\*)

Oblomow ist der Titel eines nun schon vor zehn Jahren erschienenen russischen Romans von Gontscharow, dessen culturhistorische Bedeutung es werth erscheinen läßt, daß man auch jetzt noch die Leser dieser Zeitschrift mit seinem Inhalt bekannt mache. Wie später Turgenjew den Typus des Nihilisten zeichnete und benannte, so damals Gontscharow einen anderen, freilich weit älteren, der aber bis auf den heutigen Tag in der russischen Gesellschaft nicht ausgegangen sein dürfte. Seine Schilderung machte ungemeines Aufsehen, man fühlte sich getroffen und der Name des Helden wurde zur Bezeichnung einer ganzen Gattung.

„Oblomowschtschina“ hieß fortan ein Zustand, den man mit einigem Vorbehalt durch „Verfallenheit“ dürfte wiedergeben können. Oblomow nämlich und seine Eigenschaft, die Oblomowschtschina, repräsentiren einen großen Theil des russischen Adels zu Ende der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts, sie repräsentiren einen Zustand der Pausfähigkeit, der Unbeweglichkeit, der Fäulniß, der Versumpfung, — einen Zustand, in dem der Keim einer zukünftigen Regeneration zwar liegt, der aber nichtsdestoweniger nicht durch sich selbst, sondern erst durch jene Triebkraft entwickelt wird und emporwächst, die der mit dem Charakter seines Volkes so sehr vertraute Dichter unparteiisch genug in dem Einflusse des Deutschtums findet und von der er seiner Nation halb freundschaftlich mahnend, halb ironisch persiflirend ein in allen seinen Einzelheiten trefflich durchgeführtes Gemälde vorhält.

---

\*) Balt. Monatschr. Bd. X, S. 410.

Im Vordergrund steht — liegt, träumt und schläft vielmehr — Ilja Iljitsch Oblomow, der sich gehen lassende, melancholisch-phlegmatische Edelmann, der nach altem Brauch und Gewohnheit in Petersburg die Einkünfte seines entfernten, vernachlässigten, von einem betrügerischen Leib-eigenen eigennützig beaufsichtigten Gutes „Oblomowka“ verlebt. Ihm gegenüber erscheint von Zeit zu Zeit sein Jugendfreund, der russificirte Deutsche Andrei Stolz, sich immer und immer wieder bemühend, den Unbeweglichen aufzurütteln, ihn zu eigener Thatkraft, ja nur zu einem eigenen Willen zu erheben. Vergebens! Oblomow, dessen einzige, durchgreifende Thätigkeit in dem ganzen langen, vierbändigen Roman sich auf eine Ohrfeige beschränkt, die er, aufs Heußerste gereizt, der personificirten Unverschämtheit verabsolgt, — Oblomow repräsentirt jene Zerfallenheit oder jenes Etwas, das unbeweglich stehen blieb seit der Zeit, wo es aus seinen Fugen ging; Stolz hingegen, diese thätige, energische deutsche Natur, die unablässig bemüht ist, jenes Etwas wieder in seine Fugen zu bringen, ihm ein modernes, den Anforderungen des Zeitgeistes entsprechendes Ansehen zu geben, Stolz repräsentirt — den Deutschen in Rußland.

Das sind die Charaktere, deren Ausschälung aus dem Roman unsere gegenwärtige Aufgabe ist; beide sind typisch.

Wie war Oblomow?

Oblomow, Edelmann von Geburt, Collegien-Secretair dem Range nach (er hat, wie jeder russische Edelmann, „gedient“), lebt ununterbrochen bereits elf Jahre in Petersburg.

Anfangs, bei Lebzeiten seiner Eltern, wohnte er mehr eingeschränkt, fand Raum in zwei Zimmern und genügte sich mit einem Diener, dem Sachar, den er sich vom Lande mitgebracht. Aber nach dem Tode des Vaters und der Mutter wurde er alleiniger Besitzer von 350 Seelen, die ihm in einem der entfernten, an Asien streifenden Gouvernements als Erbe zufielen. Jetzt betragen seine Einkünfte, statt der früheren fünf, schon sieben bis zehn Tausend Bancorubel, und da erhielt denn auch seine Lebensweise andere, weniger beschränkte Dimensionen. Er mietete eine größere Wohnung, vervollständigte seine Dienerschaft durch einen Koch und hielt sich ein Paar Pferde. Er war noch jung, noch erfüllten ihn kühne Pläne und Hoffnungen, noch erwartete er Manches sowohl vom Schicksal als von sich selbst, indem er sich zu einer Laufbahn vorbereitete, zu einer Rolle, die er vor allen Dingen natürlich im Staatsdienste zu spielen gedachte — was denn auch das Ziel seiner Reise nach Petersburg gewesen war. Später

allerdings dachte er auch an eine Rolle in der Gesellschaft, und ganz zuletzt, am Wendepunkt der Jugend zu den reiferen Jahren, stellte sich seiner Phantastie in weiter Ferne das liebliche Bild eines glücklichen Familienlebens dar. Aber den Tagen folgten Tage, Jahre lösten Jahre ab, der zarte Flaum um die Lippen ward zu einem Bart, der Glanz der strahlenden Augen trübte sich, es schlug „dreißig“ an seine Lebensthür, — und er? nicht um einen Schritt war er auf irgend einer Laufbahn vorwärts gekommen, nie hatte er irgend welche Rolle gespielt; er stand immer noch an der Schwelle seiner Arena, dort, wo er vor zehn Jahren gestanden.

In seinen Augen hatte das Leben nur zwei Seiten: auf der einen war Mühe und Langweile (das galt ihm gleich), auf der andern Ruhe und friedlicher Genuß. Daher wurde ihm auch seine vornehmste Lebensaufgabe, der Dienst, von vornherein höchst widerwärtig.

Erzogen im Schoße der Provinz, inmitten sanfter und schlaffer Sitten, verbätschelt in den Umarmungen der Eltern, Freunde und Bekannten, war er in dem Grade durchdrungen von den Elementen des Familienlebens, daß er sich auch den zukünftigen Dienst nicht anders als in einer häuslichen Beschäftigung bestehend vorstellte, z. B. in Buchführung über Einnahmen und Ausgaben, wie es der Vater zu Hause zu thun pflegte. Er war der Meinung, daß Beamte einer und derselben Behörde unter sich einen engen, freundschaftlichen Familienbund bildeten, unablässig damit beschäftigt, unter einander Ruhe und Gemüthlichkeit herzustellen und zu erhalten; er bildete sich ein, daß das Erscheinen in der Behörde durchaus keine gewohnheitsmäßige Nothwendigkeit, eine Verpflichtung sei, welcher man täglich obzuliegen habe, und daß naschkaltes Wetter, Hitze oder einfach Unbequemlichkeit stets Ursache genug sein würden, das Nichterscheinen zu entschuldigen. Wie bitter jedoch war er getäuscht, als ihm klar wurde, daß mindestens ein Erdbeben hereinsbrechen müsse, um den gesunden Beamten von seiner Schuldigkeit zu entbinden. Unglücklicher Weise giebt es in Petersburg keine Erdbeben, und eine Wassersnoth — nun ja, die könnte allenfalls Vieles entschuldigen, aber auch die ist selten.

War diese erste und selbstverständliche Anforderung an einen Staatsdiener schon geeignet, unseren Helden den Weg per aspera ad astra recht herzlich zu verleiden — einen entschiedenen Widerwillen gegen den Dienst faßte er erst, als man ihm Arbeiten zumuthete, deren bloßer Name ihn in bange Urube versetzte. Sich in den Acten zu vergraben, Nachweise aus denselben zu beschaffen, fängerdicke Auszüge zu machen, die man trotz dessen

„Notizen“ zu nennen beliebte — alles das erfüllte ihn mit Schauer, Abscheu und Langweile. Tief bekümmert wünschte er nichts sehnlicher, als daß ein Ereigniß eintreten möchte, wo sich sein Ausscheiden aus dem Dienste, so zu sagen, von selbst machen würde, denn ein solches herbeizuführen, hatte er zu viel Gewissenhaftigkeit und zu wenig Willen.

Zu Hause hatte er gehört, daß der Chef seinen Untergebenen ein Vater sei, und daher sich den freundlichsten, den häuslichsten Begriff von dieser Person gemacht. Er dachte sich den Chef in steter Sorge um das leibliche, ja, namentlich um das leibliche Wohl seiner Untergebenen, mit väterlicher Zärtlichkeit bemüht sie zu beschützen, zu belohnen, jede Noth von Ihnen abzuwenden, überhaupt Ihnen das Leben in jeder Weise freundlich und angenehm zu machen. Ilja Iljitsch glaubte nicht anders, der Chef werde sich theilnahmsvoll bei jedem Morgengruße erkundigen, wie er die Nacht geschlafen habe, warum die Augen ihm so trüb seien und ob er nicht Kopfweg habe, ganz so, wie es zu Hause Gebrauch war. Aber bereits am ersten Tage seines Dienstes mußte er grausam getäuscht werden. Mit der Ankunft des Chefs begann ein Hin- und Herrennen, eine Geschäftigkeit, Alles athmete beflommener und man verwirrte sich gegenseitig, indem jeder Einzelne das Streben äußerte, so vortheilhaft als möglich von dem Chef bemerkt zu werden. Das kam daher, mußte sich Oblomow gestehen, weil es Vorgesetzte giebt, die in dem bis zur Verwirrung erschreckten Gesichte des ihn umschwänzelnden Untergebenen nicht allein Achtung für ihre Person erblicken, sondern sogar Eifer und nicht selten Fähigkeit zum Dienst.

Zwei Jahre hielt Ilja Iljitsch aus; möglich, daß er es auch bis auf drei Jahre gebracht hätte, aber ein besonderer Vorfall nöthigte ihn, den Dienst vor der Zeit aufzugeben. Er hatte einmal irgend ein wichtiges Schreiben statt nach Astrachan nach Archangelsk geschickt. Die Sache wurde ruckbar; man forschte nach dem Schuldigen. Seine Kollegen erwarteten mit Spannung den Moment, wo Oblomow würde vor den Chef gerufen werden; er sah, wie sie die Köpfe zusammensteckten, las in ihren Mienen das Schuldig, und ob er zwar, wie die Andern, wußte, daß das Urtheil nicht über eine mündliche Rüge von Seiten des Chefs hinausgehen werde, so war doch seine eigene Gewissenhaftigkeit um Vieles strenger gegen sich selbst. Oblomow wartete die verdiente Rüge nicht ab, sondern begab sich nach Hause und schickte des andern Tages statt seiner ein ärztliches Attest.

In diesem Attest hieß es: „Ich Endesunterschriebener bescheinige mit Hinzufügung meines Amtsfiegels, daß der Collegien-Secretair Ilja Oblomow erkrankt ist an einer Uebernährung des Herzens neben Erweiterung der linken Kammer desselben (Hypertrophia cordis cum dilatatione ejus ventriculi sinistri), und desgleichen an einem chronischen Leberübel, welches bei einem weiteren Umschgreifen das Leben des Kranken gefährlich bedroht; man muß annehmen, daß dieser Zustand aus der täglichen Arbeit in der Behörde hervorgegangen. Dem zufolge und um das Ueberhandnehmen dieses doppelten Uebels zu verhindern, erachte ich für nothwendig, die Amtspflicht des Herrn Oblomow zeitweilig zu unterbrechen, ihm überhaupt vorzuschreiben, sich einer geistigen Beschäftigung und aller Thätigkeit bis auf weitere Vorschrift zu enthalten.“

Aber das half nur für eine Zeit: man mußte doch gesund werden. Oblomow ertrug den Gedanken nicht und reichte bald darauf um seine Entlassung ein. So endete, um sich nie wieder zu erneuern, seine Thätigkeit im Staatsdienste.

Die Rolle in der Gesellschaft gelang ihm anfangs besser. In den ersten Jahren nach seiner Ankunft in Petersburg, also gerade während seines Lebensfrühlings, belebten sich seine jetzt so müden und abgspannten Gesichtszüge öfter, die Augen leuchteten im belebenden Feuer und sprühten Strahlen der Hoffnung, des Vertrauens, der Kraft. Er war angeregt, wie die Andern, hoffte, freute sich oft über ein Nichts und aus einem Nichts entstanden oft seine Leiden. Aber alles das war lange her, noch zu jener unschuldigen Zeit, wo der Mensch in jedem andern Menschen einen aufrichtigen Freund voraussetzt, sich fast in jedes Frauenzimmer verliebt und ihm, nicht selten zum ewigen Leidwesen, Hand und Herz darzubieten bereit ist. Während dieser glückseligen Tage ging auch Ilja Iljitsch nicht leer aus von schmachtenden, sammetweichen und wohl auch leidenschaftlichen Blicken seitens coquetter Schönen; manch verhängliches Lächeln, zwei, drei nichtprivilegirter Küsse, hier und da ein verborgener, warmer Händedruck mit obligaten Abschiedstränen in den Augen wurden auch ihm zu Theil.

Indessen ließ er sich nie von den Schönen ganz fesseln; ihr Slave war er nie, ja nicht einmal ihr fleißiger Verehrer, schon darum nicht, weil ein Verhältniß zu Frauen stets durch Bemühungen und Umständlichkeiten, deren erklärter Feind er war, erhalten werden will. Oblomow beschränkte sich meist auf eine Huldigung von Weitem, aus achtbarer Entfernung.

Selten gerieth er mit einem weiblichen Wesen in so nahe Berührung, daß er für einige Tage Feuer zu fangen und sich für verliebt zu halten vermochte. Daber verliefen seine verliebten Beziehungen nie in's Romanhafte; sie machten dort Halt, wo die meisten anzufangen pflegen, und waren in ihrer Unschuld und Verschwämtheit mit der Liebe eines jugendlichen Pensionsfräuleins vergleichbar. Zuletzt, mit den Jahren, schien auch dieser Funke ausgegangen oder doch nur unter der Asche seiner Unbeweglichkeit fortzuglimmen.

Entschiedener noch sagte sich Ilja Iljitsch von dem Ueberfluß seines Hausstandes los. Gleich nach Empfang des ersten Mißwachs und Unterschuß verkündenden Briefes vom Starost (beim Beginn des Romans erhält er den zweiten noch mehr trostlosen), vertauschte er seinen ersten Hausbeamten, den Koch, mit einer Köchin, verkaufte alsdann die Pferde und entließ zuletzt das übrige Dienstpersonal.

Kaum bewog ihn nunmehr irgend etwas das Haus zu verlassen, und mit jedem Tage nistete er sich tiefer und bleibender in seiner (des Comforts nicht entbehrenden, aber von Sachar vernachlässigten, aus vier Zimmern bestehenden) Wohnung in der Gorochowaja ein.

Anfangs fiel es ihm allerdings noch schwer, den langen lieben Tag allein zu verbringen, später vermied er aus Trägheit den Einladungen zu Mittag Folge zu leisten, außer denjenigen, die ihm von intimen Bekannten, zumeist Junggesellen, zugingen, wo man die Halsbinde ablegen, die Weste aufknöpfen, ja sich sogar „wälzen“ oder ein Stündchen schlummern durfte. Bald wurde er auch der Abende überdrüssig, an denen man den Frack anziehen und sich rasten mußte.

Ungeachtet solcher Grillen, gelang es seinem Freunde Stolz doch, ihn mit einiger Mühe in die Welt zu ziehen; aber Stolz entfernte sich auf seinen Geschäftsreisen nicht selten von Petersburg nach Moskau, nach Nischni-Nowgorod, nach der Krim, in der Folge auch in's Ausland — und ohne ihn verfiel Oblomow von Neuem in seine Einsamkeit und Abgeschlossenheit, aus der ihn nur irgend ein außergewöhnliches, aus der Reihe täglicher Erscheinungen stark hervortretendes Ereigniß zu locken vermochte.

So verließ seine Rolle in der Gesellschaft. Müde verabschiedete er alle Hoffnungsbilder, die ihn getäuscht hatten oder denen er selbst untreu geworden war, und entsagte allgemach allen zarten, freundlichen, lebensfrohen Erscheinungen, die Andern auch noch im Alter das Herz schlagen machen.

Was aber that er zu Hause? las er? schrieb er? studirte er? Ja, wenn ihm ein Buch unter die Hände kommt oder eine Zeitung, so liest er sie durch. Hört er von irgend einer bemerkenswerthen Entdeckung, so stellt sich bei ihm das Verlangen ein, die Bekanntschaft derselben zu machen; er sucht, bittet um Bücher, und wenn sie ihm schnell gebracht werden, macht er sich auch an's Lesen; der Gegenstand fängt an ihm klar zu werden, — noch eine Anstrengung und er wäre Herr über denselben geworden, aber siehe da! er liegt schon wieder (im bequemen Schlafrock auf seinem Bett oder auf dem Divan) mit apathischen, auf die Decke gehefteten Blicken, und das Buch liegt ihm zur Seite, nicht durchlesen, nicht begriffen. Er erkaltete noch viel schneller, als er hingerissen wurde, und alsdann kehrte er nie wieder zu dem einmal aufgegebenen Buche zurück. Unterrichtet war er indessen worden wie alle Anderen, d. h. bis zum fünfzehnten Jahre in der Pension.

Aber hören wir nur — wie!

Der arme Iljuschka fährt hin und her in die Schule zu Stolz (zu Andrei's Vater, auf den wir noch zurückzukommen gedenken). Wenn er Montags früh erwacht, beschleicht ihn eine eigene Urruhe. Er hört die durchdringende Stimme des Waska, welcher auf die Treppe hinausgetreten ist und ruft:

„Antipka! spann' den Schecken vor: den kleinen Herrn zum Deutschen zu fahren.“

Das Herz klopft ihm. Traurig kommt er zur Mutter. Die weiß, warum er traurig ist, und bemüht sich, ihm die Bille zu versüßen, obgleich sie innerlich aufseufzt über die Trennung von dem Einzigen auf eine ganze Woche. An einem solchen Montagsmorgen weiß sie denn auch nicht wie sie das Kind satt machen soll: sie hat Abends vorher Bröddchen gebacken, Kringelchen, hat Gesalzenes und Verzuckertes, trockene und saftige Leckerbissen zurechtgelegt. Sie versorgt ihn mit diesen Lebensmitteln in dem festen Glauben, daß bei dem Deutschen Schmalhals Küchenmeister ist.

„Dort wird man sich den Magen nicht überladen,“ meint sie, „was giebt's zu Mittag? Suppe, Braten, Kartoffeln; zum Thee Butter, und zum Abend — ja, wiß' dir den Mund!“

Uebrigens sind in der Erinnerung des Ilja Iljitsch größtentheils solche Montage vertreten, wo der Knabe die dem Kutscher Antipka zuzufende Stimme Waska's nicht vernimmt, sondern solche zumeist, an denen die



Mutter ihn beim Thee mit einem wohlgefälligen Lächeln und der Heiligkeit empfängt:

„Heute fährst Du nicht, denn Donnerstag ist ein großer Feiertag; lohnt es wohl auf drei Tage hin- und herzufahren?“

Oder aber sie macht die übrigens nicht schwierige Entdeckung, daß heute der Namenstag dieses oder jenes Heiligen oder dessen Sterbetag sei, und an einem solchen Tage dürfe man gar nicht an das Lernen denken, meinte sie: „Heute bleibst Du zu Hause — ich werde Pfannkuchen backen.“

Ist aber auch ein solcher Vorwand nicht mehr gut anwendbar, so bleibt der Mutter noch dieser ganz einfache, psychologische: sie nimmt den Kopf ihres Augapfels am Montagmorgen in beide Hände, sieht ihn lang und bang an und meint endlich:

„Mir scheint, Deine Augen sind nicht, wie sie sein sollten. Bist Du auch gesund?“

Der Schläue Junge ist gesund wie ein Fisch im Wasser — aber er zieht es vor zu schweigen.

„Bleib' mir diese Woche nur zu Hause,“ sagte sie dann in der Regel, „bis dahin — wie Gott will.“

Und so waren alle im Hause durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Lehrstunden mit dem Namens- oder Sterbetage eines Heiligen nicht zusammenfallen dürften, oder daß ein Fest am Donnerstage ein unaußweichbares Hemmnis der Studien für die ganze übrige Woche sei. Höchstens macht dieser oder jener Vernünftige aus der Dienerschaft, wenn er dem verzogenen Herrchen unbemerkt beikommen kann, seinem Aerger durch die Worte Luft:

„Du, Du Schooßkind! trollst Du Dich bald hin zu Deinem Deutschen!“

Nicht selten erscheint der Rutscher Antipka plötzlich inmitten oder zu Anfang der Woche bei Stolz, um den kleinen Herrn abzuholen, da Marja Sawischna oder Natalija Fedejewna oder die Kusowkins mit allen Kindern zu Gaste angefahren sind.

Zwei, drei Wochen, je nachdem der Besuch währt, gastirt nun Iljuscha zu Hause und da, ehe du dich dessen verstehst, ist auch die stille Woche nicht mehr weit, dann folgen die Feiertage, und in der Woche nach Ostern, meint der Eine oder der Andere aus der Familie, lernt kein vernünftiger Mensch.

Uebrigens bemühten sich Oblomows, ihren Vorwänden ein möglichst legales Ansehen zu geben in den eigenen Augen ebenso, als namentlich in

den Augen des alten Stolz, welcher eine solche Verzärtelung ohne Rücksicht auf Person und Stand mit seinen ärgsten „Donnerwettern“ belegte. Die Zeiten, da Von-Wislin die adlige Kindererziehung in seinen Lustspielen geißelte, waren ja längst vorüber. Der Spruch: „Wissen ist Licht, Unwissenheit Finsterniß“ irrte in den Flecken und Dörfern zugleich mit einigen Büchern umher, die von Büchertrödlern eingeführt worden waren. Die alten Leute begriffen den Vortheil der Aufklärung nur halbwegs; sie meinten damit den äußeren, lucrativen Vortheil. Sie sahen, wie Alle vorwärts kamen, d. h. zu Rang, Stern und Geld gelangten — nur auf dem Wege des Wissens, und sahen, wie es denen herzlich schlecht erging, die, gleich den Advocaten und Beamten aus der alten Schule, ergraut waren in den hergebrachten Gewohnheiten, Ränken und Kniffen. Es gingen beunruhigende Gerüchte von der Nothwendigkeit, nunmehr nicht nur schreiben und lesen zu können, sondern sich auch mit anderen, bis dahin unerhörten Wissenschaften und Kenntnissen vertraut zu machen. Zwischen dem Titulairrath und dem Collegien-Assessor lag nun eine tiefe Kluft, über die, als Brücke, nur ein gewisses Diplom führte. Allgemach verschwanden die alten Staatsdiener, die Kinder der Routine, die Blutigel in dem Sumpfe der Sporteln. Viele von ihnen, die nicht Zeit hatten zu sterben, trieb man wegen Unzuverlässigkeit aus dem Dienste, andere unterzog man der gerichtlichen Anklage, und nur solche, die ihr Schäschen in's Trockene gebracht, die Vorsichtigen, fanden für zweckmäßig, sich rechtzeitig „krankheitshalber“ aus dem Staube zu machen.

Alles das erwogen die Leute in Oblomowka und begriffen den Vortheil der Bildung recht wohl, aber auch nur den äußeren Vortheil. Von der inneren Nothwendigkeit des Wissens besaßen sie nur ein in Nebel gehülltes, entferntes Verständniß; ihnen galt es daher hauptsächlich, ihrem Iksuscha bis auf Weiteres einige glänzende, in die Augen fallenden Eigenschaften aneziehen zu lassen, vermöge welcher sie ihn im Geiste schon in der gestickten Uniform eines Reichsrathes, ja die Mutter ihn sogar als General-Gouverneur fungiren sahen. Alle diese Ziele aber gedachten sie, wie gesagt, mit guten Bancorubeln zu erkaufen und die vielen auf dem Pfade der Bildung und der Ehre umhergestreuten Hindernisse mit List ganz sachte zu umgehen, d. h. Iksuscha sollte lernen, aber nur so leicht hin, nicht bis zur Erschlaffung der Seele und des Körpers, nicht bis zum Verlust jener gesegneten, in der Kindheit erworbenen Frische und Fülle, sondern nur so weit, um die vorgeschriebene Form zu beobachten und aus der Prüfung

ein Attest retten zu können, in welchem es heißen mußte, daß Iljuscha „den vollen Cursus der Künste und Wissenschaften absolvirt habe.“ . . . .

Nach langem Kampfe entschlossen sich Oblomows Eltern, den fünfzehnjährigen Knaben nach Moskau auf die Universität zu schicken, wo er auch wirklich, mehr aus Schüchternheit und Scham vor seinen Lehrern als aus gutem Willen, den Cursus der Wissenschaften zu Ende hörte.

Hier nun, auf der Universität, beginnt der Einfluß des jungen Stolz auf Oblomow sich geltend zu machen. Gewiß, auch hier wäre er über kurz oder lang seiner Unlust zur Thätigkeit und Anstrengung verfallen, wenn ihm nicht eben jene deutsche Ausdauer und Zähigkeit zur Seite gestanden hätte. Immer überredend, ermunternd, drängend, führte er den Freund gleichsam an der Hand durch die verschiedenen Lehrstufen, ohne daß es ihm indessen gelungen wäre, den apathischen Charakter für irgend Etwas bleibend zu interessiren. Jenes Datum, an welchem er die letzte Prüfung überstanden, bildete gleichzeitig die Herkulesssäule seiner Gelehrsamkeit. Der Namenszug des Curators unter dem Diplom, war unserem Helden, wie vormals das Nagelzeichen des Lehrers unter den Lectionen, jene Grenze gewesen, über die hinaus er durchaus zwecklos erachtete, in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen zu schreiten.

So viel von der gelehrten Laufbahn Oblomows.

In seine Einsamkeit kehrte er leer, ohne jenes aufgebäufte wissenschaftliche Material zurück, das seinen frei umherschweifenden, im Feiertagschlummer sich ergehenden Gedanken irgend eine Richtung hätte geben können. Aber was that er denn? Er entwarf fort und fort ein Muster für das eigene Leben. In diesem fand er, nicht ganz ohne Grund, so viel Weisheit und Poesie, daß alle Bücher und Gelehrsamkeit nichts dagegen waren. Nachdem er dem Dienst und der Gesellschaft den Rücken gekehrt, fing er an, in eigener Weise das Problem seines Lebens zu lösen, vertiefte sich in seine Bestimmung und entdeckte am Ende, daß der Horizont seiner Thätigkeit, seines Strebens und Webens in ihm selbst verborgen liege. Er kam endlich zum weisen Schluß, daß auf sein Theil das Familienleben und die Sorge um sein Eigenthum gefallen seien. Bis dahin waren ihm seine auswärtigen Angelegenheiten so gut wie fremd: um alles das bekümmerte sich von Zeit zu Zeit Stolz. Selbst hatte er weder eine klare Anschauung von seinen Einnahmen, noch von seinen Ausgaben, er hatte nie einen Kostenanschlag gemacht und sich um seine Wirthschaft nie gekümmert.

Wie der alte Oblomow das Gut vom Vater übernommen, so übertrug er es auch auf den Sohn. Er hatte sein ganzes Leben lang auf dem Gute zugebracht, hatte nie philosophirt, sich den Kopf nie zerbrochen mit allerlei Projecten, wie es die Leute heutzutage zu thun pflegen, um hier der Ertragsfähigkeit der Erde einen neuen Quell zu öffnen, dort den alten zu reinigen, kräftiger zu machen. Wie und womit zur Zeit des Großvaters die Felder besät wurden, auf welchem Wege und durch welche Mittel man damals producirte, — dieselben verblieben auch bei ihm. Nichtsdestoweniger war der Alte sehr zufrieden, wenn eine gute Ernte oder vortheilhafte Preise die laufenden Einnahmen vor den vorigjährigen vergrößerten: er nannte das einen Segen Gottes. Aber von Projecten und ähnlichen Gedankenanstrengungen durfte keine Rede sein, denn das hieße dem Willen Gottes vorgreifen. „Will's Gott — wir werden unser tägliches Brod haben,“ pflegte er zu sagen.

Ilja Iljitsch schlug in dieser Richtung allerdings weder nach dem Vater noch dem Großvater. Er war ja gebildet, hatte in der Welt gelebt und war dadurch zu Ansichten gelangt, welche den Voreltern fremd bleiben mußten. Er begriff, daß der Erwerb nicht nur keine Sünde, sondern daß es die Pflicht eines jeden Weltbürgers sei, mit ehrlichen Kräften den allgemeinen Wohlstand aufrecht zu erhalten, zu unterstützen. Aus diesem Grunde bestand der größere Theil jenes Musters, das er in seiner Einsamkeit für die Zukunft entwarf, aus einem mit den Bedürfnissen der Zeit übereinstimmenden neuen Plan zur Organisation seiner Gutsverwaltung und zur freundlichen Umgestaltung der Verhältnisse seiner Bauern. Die Grundidee des Planes, die Disposition, einzelne Hauptpunkte — alles war längst in seinem Kopf zurechtgelegt; es blieben nur noch alle Einzelheiten, Anschläge und Ziffern übrig. Einige Jahre bereits arbeitet er unermüdlich an dem Plan; er grübelt und überlegt, wo er geht und liegt (denn „steht“ würde weniger passen), zu Hause und unter Freunden: bald ergänzt er etwas in den Paragraphen, bald streicht er einiges, oder er ruht in's Gedächtniß zurück, was ihm gestern in den Sinn gekommen und über Nacht vergessen worden war; manchmal schießt ihm ein ganz neuer, unerwarteter Gedanke wie ein Blitz durch den Kopf — und da giebt's wieder Arbeit, was er so nennt. Er ist durchaus nicht der leichte Nachahmer einer fremden, bereits fertigen Idee; er selbst ist der Schöpfer, der Vollzieher seiner Entwürfe. Morgens, sobald er sich aus dem Bett erhoben und den Thee eingenommen, wirft er sich sogleich wieder auf den Divan,

legt das Haupt in die unterstützende Hand und liegt und staut und schont die Kräfte nicht, bis endlich der Kopf müde wird und schwer von der abspannenden Arbeit und das Gewissen ihm die beruhigenden Worte zuruft: genug gesorgt für heute um das allgemeine Wohl.

Von den materiellen Sorgen befreit, liebte es Oblomow in sich zu gehen und in der von ihm selbst erschaffenen Welt zu leben. Er war für den Genuß edler Gedanken nicht unzugänglich, namentlich berührte ihn das Elend der Menschen bleibend und tief. Zu solchem Seelenzustande litt er förmlich unter den sich ihm lebhaft vorstellenden Drangsalen, Leiden und Lastern, von denen die Menschheit heimgesucht ist — und dann hätte er helfen, retten mögen mit Aufopferung seines Lebens. Wie ein guter Schauspieler, so vermochte auch er sich hineinzuergatten in eine vorgestellte andere, bessere Welt, in die Rolle eines Erretters. In solchen Augenblicken sah man ihn oft sich mit blühenden Augen in seinem Bett erheben und, von einer in ihm wirklich vorhandenen und hohen sittlichen Kraft bewegt, wie ein gütiger Vater um sich schauen mit segnenden Händen. . . .

Sollte das das Erwachen zu dem langersehnten Fortschritt sein? Werden wir die wohlthätigen Folgen einer so edlen Kraftanstrengung wirklich, Oblomow in Thätigkeit sehen? O nein — sieh nur hin — der Morgen ist vorüber, der Tag neigt sich bereits zum Abend — und mit ihm neigen sich auch die ermüdeten, unzureichenden Kräfte Oblomows: die Wellen in seinem Innern und die Aufregung legen sich, der Kopf wird frei von den betäubenden Gedanken und ruhig durchrieselt das Blut die Adern. Still, nachdenklich kehrt er sich auf den Rücken, bestet den trüben Blick auf das Fenster und begleitet mit den Augen die wolkenumschleierte Sonne, bis sie hinter jenem vierstöckigen Hause verschwindet. Wie vielen solchen Sonnenuntergängen sah er nicht schon zu!

Am andern Morgen beginnt dasselbe Leben, dieselbe Aufregung, beginnen dieselben Träumereien von Neuem.

Niemand ahnte und beobachtete dieses innere Leben und Weben des Ilja Iljitsch; Alle glaubten, daß er den langen lieben Tag über nur ist und schläft und daß mehr von ihm gar nicht erwartet werden könne; ja Einige meinten sogar, daß er unfähig sei über etwas nachzudenken. Der Einzige, der über seine Fähigkeiten, über die innere vulcanische Thätigkeit des guten, menschenfreundlichen Herzens genaue Auskunft zu ertheilen vermochte, war Stolz, aber, um den Freund die Anwendung dieser guten Eigenschaften lehren zu können, hielt er sich zu wenig in Petersburg auf.

Wohl wußte auch Sachar um seines Herrn inneren Zustand, denn er war ja sein ganzes Leben lang beständig in seiner Nähe gewesen; aber er gerade war überzeugt, daß sie beide lebten, wie es sich gezieme, und daß es sich gar nicht gezieme anders zu leben.

Sachar zählte fünfzig Jahre. Er war schon kein directer Nachkomme mehr jener Ritter „ohne Furcht und Tadel“, die ihrem Herrn bis zur Selbstverleugnung ergeben waren, alle Wohlstandigkeiten in sich vereinten und keine Untugenden besaßen. Dieser Ritter war weder ohne Furcht noch ohne Tadel. Er gehörte zweien Zeiträumen an und beide hatten auf ihn ihren Stempel gedrückt. Von der einen Epoche ererbte er eine unbegrenzte Ergebenheit zum Oblomowschen Hause, von der anderen, späteren, die Verfeinerung und Verdorbenheit der Sitten. Dem Herrn wirklich und wahrhaft ergeben, glaubte er, ein Kind der Neuzeit, gleichzeitig sich durch nichts gebunden, ihn täglich zu belügen, ihm hier einen Fünfer, dort einen Zehner vorzuenthalten. So wanderten alle die da und dort zerstreuten Kupfermünzen, von denen er voraussetzte, daß sie bei dem Herrn bereits in Vergessenheit gerathen seien in seine Tasche; ebenso kehrte eine herausgewechselte Geldleinigkeit nie zu Ilya Iljitsch zurück, wenn dieser vergessen hatte sie zu fordern. Größere Summen stahl er nicht, möglicherweise darum, weil er seine Bedürfnisse nach Zehnern und Fünfern bemasß oder weil er entdeckt zu werden fürchtete, jedenfalls aber nicht aus Ueberfluß an Ehrlichkeit.

Von seiner Unordentlichkeit gar nicht zu reden ist Sachar äußerst ungeschickt. Mit einem Mal wird er nie ein Tuch oder sonst einen Gegenstand von der Diele erheben, sondern, nach demselben gleichsam haschend, sich mindestens drei Mal bücken, und auch dann noch geschieht es, daß das Ergriffene seinen Händen wieder entfällt. Ohne etwas zu zerschlagen hat er selten eine Anzahl zerbrechlicher Sachen durch das Zimmer getragen. Gleich beim ersten Schritt gerathen die obersten Gegenstände in schwankende Bewegung und streben nach Newton's Gesetz zur Erde; fällt ein Stück, so thut er einen so heftigen, aber verspäteten und nutzlosen Griff darnach, daß durch die Erschütterung in der Regel noch zwei andere dem ersten folgen. Mit vor Verwunderung weit geöffnetem Munde begleitet er das fallende Geschirr mit seinen Blicken, anstatt Acht zu geben auf das was noch auf dem Präsentirtbrett zurückgeblieben, und so geschieht es mitunter, daß von allem Geschirr nur ein Gläschen oder nur ein Teller unzerbrochen an Ort und Stelle anlangt, wenn er nicht, was auch vorkam, den ganzen

Nest zusammt dem Brette mit bestigen Verwünschungen auf die Diele schleudert und davon läuft. Durch's Zimmer gehend, bleibt er bald an einem Stuhl oder an einem Tisch hängen; er gelangt auch nicht immer gerade durch die geöffnete Hälfte der Flügelthür, sondern stößt oft mit der breiten Schulter an die andere. In solchen Fällen müssen die Thüren ebenso, als der Wirth des Hauses oder der Tischler, der den Gegenstand des Anstoßes gefertigt hat, herhalten, an denen er insgesammt seinen Zorn in den verbsten Schimpfreden ausläßt. In Oblomows Gemache waren fast alle Gegenstände entweder angebrochen oder eingeschlagen, jedes Stück hatte, wie man zu sagen pflegt, seinen Kniz wegbekommen, namentlich die kleinen und feinen Säckelchen, die eine größere Sorgfalt im Umgange mit ihnen erheischen, und alle hatten sie ihre Verstümmelung der Taktik des Sachar zu verdanken. Er macht nämlich gar keinen Unterschied in der Behandlungsweise des einen oder des andern Stückes, sondern bezieht seine Fähigkeit, einen Gegenstand anzufassen, gleichartig auch auf alle übrigen, mögen diese auch noch so verschieden von einander sein. Man kann sich leicht vorstellen, was entstehen muß, wenn er auf einen vom Staube zu reinigenden Spiegel dieselbe Kraft verwendet, welche er nöthig haben würde das eisenbeschlagene Straßenthor aufzustößen. Behüte Gott, wenn Sachar sich manchmal, seinem Herrn zu Gefallen, vom Eifer hinreißen läßt, wenn es ihm in den Sinn kommt, aufzuräumen, zu säubern, den Sachen die ihnen zukommenden Plätze zu geben, überhaupt alles schnell und mit eiskalter Ordnung zu bringen! Der Unfälle und Verluste war dann kein Ende. Kaum dürfte ein in's Haus gedrungener feindlicher Soldat ärger wirtschaften: es beginnt ein Brechen, ein Umwerfen, ein Zerschlagen der Gegenstände und endet gewöhnlich damit, daß Sachar aus dem Zimmer getrieben wird, wenn er dasselbe nicht schon vorher unter Schwähungen und Verwünschungen selbst verlassen hat.

Sachar hat sich den Kreis seiner Thätigkeit ein für alle Mal vorgezeichnet und gutwillig überschritt er denselben nie. Morgens richtet er die Theemaschine an, puht, wenn es nöthig ist, die Stiefel und diejenigen Kleider, welche der Herr, falls er ja das Zimmer verläßt, täglich anlegt; nichts aber konnte ihn bewegen, auch die übrigen zu reinigen, und mochten die Wotten an ihnen seit Jahren nagen. Dann segte er — keineswegs täglich — das Zimmer, d. h. nur so einen kleinen Fleck, die Mitte desselben, und wischte den Staub nur von demjenigen Tische, auf welchem sich nichts befand, alles einzig darum, um sich die Mühe des Abhebens der auf

demselben besudlichen Sachen zu ersparen. Nach dieser Pflichterfüllung glaubte er sich völlig berechtigt, unbekümmert um alles Uebrige, auf der Ofenbank zu schlummern oder mit der Köchin und dem übrigen Hausgefinde zu schwagen.

Befahl man ihm irgend etwas außer dem eben Aufgezählten zu verrichten, so that er es, ja, aber ungerne und erst nach vielem Gezänk und hartnäckiger Beweisführung von der Nutzlosigkeit des Befehls oder der Unausführbarkeit desselben. Keine Mittel vermochten ihn zu bestimmen, den Kreis seiner Thätigkeit durch Aufnahme einer neuen Pflichtleistung zu erweitern.

Abgesehen von allem diesem und auch davon, daß Sachar sein Gläschen liebte und die Klätscherei, mußte man nichtsdestoweniger zugeben, daß er ein seinem Herrn tief ergebener Diener war. Er hätte sich nicht bedacht, für diesen in's Feuer zu rennen oder in's Wasser, nicht weil er das als ein Verdienst ansah, würdig der Bewunderung oder der Belohnung, sondern als etwas vollkommen Natürliches, Selbstverständliches; er würde so ohne alle Vernünstelei, aus Instinkt gehandelt haben, gleich dem treuen Hunde, der sich auf Tod und Leben dem Feinde seines Herrn entgegenwirft, unbekümmert, ob solches mehr ihm oder mehr seinem Herrn zustände. Außerlich trug er keine besondere Aufmerksamkeit für den Herrn zur Schau, im Gegentheil er pflegte sogar ein wenig grob und familiär im Umgange mit ihm zu sein, sich über ihn in allem Ernst jeder Kleinigkeit wegen zu ärgern, ja ihn gar draußen vor der Pforte zu verleumden. Aber solche Capricen waren nur periodisch; immer wieder trat das warme, verwandtschaftliche Gefühl der Ergebenheit nicht nur zur Person des Ilya Iljitsch besonders, sondern zu allem, was den Namen Oblomow führte oder ihm lieb und theuer war, zu Tage. Möglich, daß dieses Gefühl sogar im Widerspruche stand zu der selbsteigenen Ansicht, die Sachar von der persönlichen Beschaffenheit Oblomows besaß; möglich auch, daß das Vertrautsein mit dem Charakter seines Herrn ihm diese und jene unvortheilhafte subjective Meinung einflößte; ja es ist gewiß, daß, wenn man ihn wegen der großen Anhänglichkeit an Ilya Iljitsch loben wollte, er eine solche entschieden verleugnen könnte.

Diese gemischten Gefühle brachten es mit sich, daß Sachar seinen Herrn fast eben so oft bei den täglichen Versammlungen draußen an der Pforte verleumdete und anschwärzte, als er ihn mitunter über alle Maßen herausstrich; dann war des Entzückens kein Ende. War sein Herr gestern



noch geizig, launisch, lächornig, ein so schlimmer Herr, daß er, Sachar, lieber sterben als ihm ferner dienen wolle, so kannte er heute keine Grenze für die Tugenden desselben. Er begann mit der Aufzählung aller glänzenden Eigenschaften des Ilja Iljitsch, pries dessen hohen Verstand und Herzensgüte und hob seine Freundlichkeit und Biederkeit bis in den siebenten Himmel; wurde er indessen gewahr, daß seinem Herrn die gelegentlich nöthigen Eigenschaften abgingen, so kam es ihm nicht weiter darauf an, seine Lobreden mit anderweitig entliehenen Tugenden zu vervollständigen, so daß der Herr ein einflußreicher, über Schätze gebietender Mann wurde, dessen Macht keine Grenzen kannte. In diesem Sinne drohte er denn auch vorkommenden Falls nicht allein dem Hausknecht oder dem Hausverwalter, sondern sogar dem Hauseigenthümer selbst mit der stereotypen Bemerkung: „Paß' auf, ich sag's dem Herrn — da wirst du schon kriegen!“ Eine höhere Autorität als diese zu vermuthen, kam ihm gar nicht in den Sinn. Und dennoch hatten die äußerlichen Beziehungen Oblomows zu Sachar stets etwas Feindseliges an sich; beide verbitterten sich gegenseitig das Leben. Ohne ein Opfer von der einen oder der anderen Seite kann nun einmal eine Annäherung zwischen zwei Menschen nicht stattfinden; viel Lebenserfahrung, Logik und Treuherzigkeit ist beiderseits erforderlich, um sich einzig und allein an den Vorzügen des Nebenmenschen zu erfreuen, die wechselseitigen Mängel hingegen mit Geduld zu übersehen. Ob er wollte oder nicht, einen bedeutenden Vorzug mußte Ilja Iljitsch an Sachar schätzen, das war dessen Ergebenheit zu ihm; sie war ihm zur Gewohnheit geworden, er betrachtete sie so, als könne und dürfe es gar nicht anders sein. An diesen Vorzug ein für alle Mal gewöhnt, beachtete er ihn als solchen nicht mehr, während andererseits, bei all seinem Gleichmuth, ihm die Unzahl kleiner Mängel des Sachar unerträglich wurden. Und wie Sachar den Herrn oft zu heftigen Auslassungen gegen sich veranlaßte, so hatte in gleicher Weise jener seine liebe Noth mit diesem.

Aber der uralte Zusammenhang zwischen Herrn und Diener war gleichwohl ein unzerstörbarer. Wie Ilja Iljitsch ohne den Sachar sich Morgens nicht zu erheben, Abends nicht hinzulegen vermochte, wie er ohne dessen Hilfe sich weder hätte ankleiden noch sättigen können, also vermochte auch Sachar sich keinen andern Herrn vorzustellen als Ilja Iljitsch, sich kein anderes Dasein zu denken als den Herrn zu kleiden, ihn zu pflegen, zu ärgern, zu überlisten, zu betrügen, um ihn gleichzeitig wieder zu verehren.

In derselben Situation, in der wir den jungen Edelmann im Eingange des Romans vorfinden: wach, aber noch im Bette, das seine, regelmäßige, etwas bleiche Gesicht der Decke des Zimmers mit dem Ausdruck „jener unbestimmten Nachdenklichkeit“ zugekehrt, welche zeigt, daß der Mensch durch nichts bewegt, durch nichts beschäftigt wird, — in dieser, manchmal nur durch den Wechsel des Bettes mit dem Divan veränderten Situation finden wir ihn von Scene zu Scene, von Act zu Act der ganzen, durch seinen eigenen Willen auch nicht im Entferntesten beeinflussten Handlung wieder, ausgenommen, doch selbst da nur bedingungsweise ausgenommen, die Zeit einer tief empfundenen und erwiderten Liebe, die indessen, aus Mangel an Willen seinerseits, zusammenfällt, wie alles, was er sich vorgenommen hat, wie er selbst.

Das Liegen war dem Ilya Iljitsch weder eine Nothwendigkeit, wie einem Kranken oder einem Menschen, der das Bedürfnis hat, zu schlafen, noch eine Zufälligkeit, wie Demjenigen, welcher ermüdet ist, noch war es ihm ein Genuß, wie dem Faulenzer: das Liegen war sein normaler Zustand. War er zu Hause — und er war fast immer zu Hause — so lag er stets und unabänderlich in einem und demselben Zimmer, das ihm als Schlafgemach diente und zugleich als Empfangszimmer. Er besaß noch drei andere Gemächer, die aber betrat er selten, höchstens am Morgen einmal, wenn sein Bedienter das Cabinet legte, was (wie wir wissen) durchaus nicht alle Tage geschah.

Heute war er gegen alle Gewohnheit sehr früh erwacht — um acht Uhr ungefähr. Irgend etwas scheint ihn stark zu beschäftigen. Seine Züge drücken wechselweise bald Furcht, bald Bekümmerniß und Unwillen aus. Man sah, daß er der drückenden Last eines ungewohnten Nachdenkens zu unterliegen anfing.

Die Sache war die, daß Oblomow Abends zuvor einen Brief unangenehmen Inhalts von dem Starost seines Gutes erhalten. Es ist nicht schwer zu errathen, welcher Art die Unannehmlichkeit sein könnte, über die ein Starost zu berichten hat: Mißwachs, Rückstände, Verminderung der Einkünfte u. Wenngleich der Starost in dem vorhergegangenen Jahre einen ziemlich ähnlichen Brief geschrieben, so versuchte doch auch der letzte, wie jede unangenehme Ueberraschung, seine Wirkung nicht: man mußte jedenfalls nachdenken, wie diesem Uebelstande abzuhelpen sei, und das eben war die drückende Geistesbeschäftigung Oblomows.

Wir wissen bereits von einem Plane, den er in Folge des ersten Briefes zur Verbesserung der landwirthschaftlichen Zustände seines Gutes zu entwerfen angefangen, mit dem er sich herumtrug und der ihn auch am heutigen Morgen, wo ein neuer Anlaß ihn dazu zwang, beunruhigte.

Die Uhr schlug halb Zehn; Ilja Iljitsch schrak zusammen.

„Was thue ich,“ sagte er laut, ärgerlich, „wirklich, es ist gewissenlos — die Arbeit drängt! — Laß dich nur erst geben — und . . .“

„Sachar!“ rief er.

In dem Zimmer, das nur durch einen schmalen Corridor von dem Gemache Oblomows getrennt war, konnte man ein tiefes Knurren, dann den Schall zweier von einer Höhe herabspringenden Füße vernehmen. Es war der mürrische Sachar, der von der Ofenbank sprang; er trat ein.

Seine fünfzig Jahre sah man ihm an. Er trug einen grauen, langen Rock, aus dem unter dem Arm ein Stück rothen Hemdes hervorsah, eine graue Weste mit kupfernen Knöpfen und einen wie das Knie so blanken Schädel; nur sein Backenbart war groß, stark, weit abstehend, das Kinn war rasiert.

Ilja Iljitsch, in Nachdenken versunken, schien den Eingetretenen gar nicht zu bemerken. Sachar stand vor ihm und schwieg. Endlich hustete er.

„Was willst Du?“ fragte Ilja Iljitsch.

„Sie riefen ja.“

„Ich rief? Warum sollte ich gerufen haben — ich weiß wirklich nicht mehr warum,“ sagte er, sich reckend; „geh“ nur wieder, indessen fällt es mir wohl ein.

Sachar ging; Ilja Iljitsch aber fuhr fort, über den Unglücksbrief nachzudenken.

Eine Viertelstunde verging.

„Genug des Liegens — es ist Zeit, daß man aufsteht . . . Uebrigens — laß sehen, ich will zuvor den Brief des Starost noch einmal mit Aufmerksamkeit durchlesen — dann . . . Sachar!“

Wieder derselbe Sprung, dasselbe nur verstärkte Brummen. Sachar war in's Gemach getreten, während Oblomow von Neuem in Nachdenken versank. Der Alte stand eine geraume Zeit, betrachtete den Herrn mit einem verbissenen Seitenblick und begab sich endlich wieder zur Thür.

Der eifrig Nachdenkende hatte es gleichwohl bemerkt.

„Wo hin willst Du?“ fragte er plötzlich.

„Sie sprechen ja nichts, — was soll man denn hier umsonst stehen,“ antwortete Sachar mit heiserer Stimme. Er war in der Mitte des Zimmers stehen geblieben, nur halb zu Oblomow gewendet, den er mit zusammengezogenen Brauen unverwandt von der Seite ansah, wie er zu thun pflegte, wenn er seinem Unwillen Ausdruck geben wollte.

„Deine Füße sind wohl verdorrt, daß Du nicht einen Augenblick stehen kannst, liegst ja ohnehin den ganzen Tag über auf der Bärenhaut während mir die Sorge um euch und die Plage überlassen bleibt. — Suche mir den Brief auf, den ich gestern vom Starosta zugeschickt bekam. Wohin hast Du ihn wieder gesteckt?“

„Was für einen Brief? Ich habe gar keinen Brief gesehen,“ sagte Sachar.

„Du, Du selbst empfangst ihn ja vom Postillon, bestimme Dich, er war so schmierig.“

„Wohin haben Sie ihn verlegt — wie soll ich das wissen,“ brummte der Alte, indem er mit den Händen auf den Papieren umhertappte, die auf dem Tische zerstreut lagen.

„Du weißt nie etwas. Sieh im Korbe nach! Oder er ist vielleicht hinter den Divan gefallen — da, sieh wie die Lehne vom Divan aussteht! zerbrechen konntest Du sie, aber einen Tischler beschaffen fällt Dir schwer.“

„Ich habe nichts zerbrochen,“ meinte Sachar, „sie ist von selbst gebrochen; für die Ewigkeit ist sie doch nicht gemacht: alles muß einmal brechen.“

Ilja Iljitsch hielt es für überflüssig, das Gegentheil zu beweisen.

„Nun — hast Du?“ fragte er.

„Hier sind Briefe.“

„Nicht die.“

„Nun, andere finde ich nicht,“ sagte Sachar.

„Es ist gut, geh' nur wieder!“ rief Oblomow ungeduldig. „Ich werde aufstehen und selbst suchen.“

Sachar entfernte sich in seine Kammer. Kaum jedoch hatte er beide Hände rückwärts auf die Ofenbank gestützt, um sich hinaufzuschleunigen, als von Neuem der eilige Ruf „Sachar! Sachar!“ erscholl.

„Ach, du barmherziger Gott!“ stöhnte er, sich nach dem Cabinet begebend, „diese Qual! Wenn doch der Tod käme!“

„Was wollen Sie?“

„Mein Schnupftuch, schnell!“

„Wie soll ich wissen, wo das Tuch steckt?“ Er umging brummend das ganze Zimmer und betastete jeden Stuhl, wiewohl ein einziger Umblick deutlich zeigte, daß auf den Stühlen nichts lag, das einem Tuche ähnlich sah.

„Alles verlieren Sie,“ sagte er, die Thür zum Gastzimmer öffnend, um auch dort zu suchen.

„Woher? hier suche: ich bin seit vorgestern nicht dort gewesen. Rühre Dich doch!“ fügte Ilja Iljitsch streng hinzu.

„Wo ist es denn? das Tuch ist fort!“ gestikulirte der Alte und sah sich im Kreise um. — „Da ist es ja,“ rief er plötzlich mit vor Aerger röchelnder Stimme, — „Sie liegen darauf — da, da hängt der Zipfel. Selbst liegen Sie darauf, aber fragen nach dem Tuch!“

Und ohne eine Antwort abwarten zu wollen, begab er sich zur Thür. Oblomow schämte sich der Plöcke, die er sich gegeben. Schnell war eine andere Ursache gefunden, die den Sachar dennoch verurtheilen sollte.

„Was für eine Keulichkeit bei Dir herrscht: Staub, Schmutz, Unordnung — Du lieber Gott! Sieh hin, betrachte Dir die Winkel — Du thust ja gar nichts!“

„Wenn ich auch wenig verrichte,“ begann Sachar in beleidigtem Tone, „so spare ich doch weder Mühe, noch schone ich mein Leben! Ich wische sowohl den Staub, als ich das Zimmer fege und nach Kräften Ordnung halte. . . .“

Er wies auf die Mitte der Diele und auf den Tisch, an dem Oblomow zu speisen pflegte.

„Sehen Sie, alles ist aufgenommen, geordnet, rein — wie zur Hochzeit. Was wollen Sie mehr?“

„Und was ist das,“ unterbrach ihn Ilja Iljitsch, indem er auf die Wände und auf die Decke wies: „und das? und das?“ fuhr er hinweisend wie von jetzt gestern wie der Diele liegen gebliebenes Handtuch und auf einen vergessenen Teller mit Brodschnitten fort, — „was ist das?“

„Das, meinethwegen, will ich forträumen,“ meinte Sachar zugehend und erfaßte den Teller.

„Nur den Teller? Und den Staub an den Wänden und das Spinnwebewebe?“

„Die Wände pflege ich alle Jahr vor Ostern zu reinigen: dann putze ich die Heiligenbilder und mit eins die Wände von den Spinnweben.“

„Und die Bücher, die Bilder?“

„Die heidnischen Götterbilder und Bücher vor Weihnachten: dann räumen wir, die Köchin und ich, alle Schränke auf. Wie soll man jetzt etwas machen? Sie sitzen ja beständig zu Hause!“

„Zuweilen bin ich im Theater oder zu Gasse — da wäre . . .“

„Wo wollen Sie hin? eine Säuberung bei Nacht.“

Oblomow sah den Unnachgiebigen unmuthsvoll an, schüttelte den Kopf und athmete tief; Sachar sah zum Fenster hinaus und athmete auch tief. Der Herr schien zu denken: „Nun, Freund, Du bist denn doch noch ein größerer Oblomow als ich,“ während Sachar glauben mochte: „Sprich was Du willst, ich weiß doch, daß Staub und Spinnweben Dich wenig kümmern.“

Nach einer Weile fuhr Ilja Iljitsch fort: „Siehst Du nicht ein, daß durch den Staub Motten entstehen? ja, ich habe zuweilen eine Wanze auf der Wand bemerkt!“

„In meiner Kammer habe ich deren mehr,“ bemerkte Sachar gleichgültig.

„Ist das gut? das ist ja ekelhaft!“

Sachar schmunzelte.

„Habe ich Schuld daran, daß es Wanzen auf der Welt giebt?“ fragte er mit naiver Verwunderung — „habe ich sie erfunden?“

Oblomow erhitzte sich ein wenig. „Das rührt von der Unsauberkeit her, Du alter Lügner!“

„Auch die Unsauberkeit habe ich nicht erfunden.“

„Bei Dir in der Kammer — man hört's hier — laufen die Mäuse des Nachts herum.“

„Die Mäuse habe ich auch nicht erfunden. Von diesem Geschöpf, seien es Mäuse, Ragen, Wanzen, giebt es überall eine große Menge.“

„Nein, bei reinlichen Menschen nicht.“

Das Gesicht des Sachar drückte einen starken Zweifel aus, oder richtiger gesagt, die ruhige Gewißheit, daß so etwas nicht möglich sei.

„Ich wenigstens besitze von den Wanzen sehr viel,“ sagte er eigenfinnig: „auf jede einzelne kann man nicht Acht geben, zu ihr in die Spalte kann man nicht kriechen.“

„Bege öfter, reinige die Winkel von dem angesammelten Schmutz — und es wird gut werden,“ belehrte Oblomow.

„Was hilft's: heute nimmt man alles auf, morgen hat sich's wieder angesammelt.“

„Es wird sich nicht ansammeln,“ eiferte der Herr, „es darf nicht sein!“

„Es wird sich ansammeln — das weiß ich,“ wiederholte der Diener standhaft.

„Sammelt es sich an, so reinige auf's Neue.“

„Wie? jeden Tag und alle Ecken?“ fragte Sachar verwundert, — „da will ich lieber Gott bitten, daß er den Erzengel nach meiner armen Seele sende!“

„Wie machen es denn Andere,“ fuhr Oblomow wohlmeinend fort, — „hier gegenüber zum Beispiel, bei dem Clavierstimmer: es ist eine Freude in die Wirtschaft hineinzublicken. Und doch schafft alles nur eine einzige Magd.“

„Ja, wo sollen die Deutschen auch den Schmutz hernehmen?“ fiel Sachar, dem ein guter Gedanke gekommen zu sein schien, hier ein. „Betrachten Sie sich nur einmal das Leben das sie führen! Die ganze Familie nagt die Woche über an einem und demselben Knochen; der Rock geht von den Schultern des Vaters auf den Sohn über, vom Sohne wiederum auf den Vater; die Frau und die Töchter tragen Kleiderchen wie die Puppen, kurz, eng . . . Wo soll da der Schmutz herkommen? Bei ihnen ist nicht Gebrauch, in den Schränken Jahre lang ganze Haufen von Kleidern liegen zu lassen, bei ihnen werden sich nicht, wie bei uns, die Brodreste den Winter über so ansammeln, daß sie einen ganzen Winkel ausfüllen . . . dort geht nichts verloren: sogar die Brodrinden dienen ihnen als Zwieback, den sie mit Bier anfeuchten und so hinunterschlucken. Psui!“

Sachar spie durch die Zähne bei dem Gedanken an ein derart garstiges Leben.

„Es fehlt noch, daß ich mich mit Dir in einen Discurs einlasse,“ sagte Ilja Iljitsch in der Besorgniß, zum zweiten Mal vor dem Diener den Kürzeren ziehen zu müssen, — „schweig und thue, was Deine Pflicht ist.“

„Das thue ich immer; aber Sie hindern mich ja selbst manchmal daran, z. B. wenn ich alles aufräumen will.“

„Die alte Leier! ich, nicht wahr, ich hindere immer?“

„Natürlich Sie; wer sonst? Sie verlassen ja Ihr Lager gar nicht: wie soll man in Ihrer Gegenwart . . . Gehen Sie einmal auf einen ganzen Tag aus und Sie sollen sehen . . .“

„Was fällt dir ein — ausgehen! Thn' mir den Gefallen und geh' nur selbst wieder.“

„Ja, es ist wahr,“ bemerkte Sachar befriedigt und ging hinaus.

Oblomow versank in Nachdenken. Nach wenigen Minuten schlug die Uhr.

„Was ist das!“ rief fast mit Schrecken Ilja Iljitsch, „schon Elf und ich immer noch nicht aus dem Bette! Sachar! Sachar!“

„O diese ausgesuchte Marter! Ja doch, ja!“ kommt's aus dem Vorzimmer und der bekannte Sprung wiederholte sich.

„Kann ich mich waschen?“ fragte Oblomow den Eingetretenen.

„Alles steht schon längst bereit. Warum erheben Sie sich denn nicht?“

„Das hättest Du mir sagen sollen und ich wäre schon um acht aufgestanden. Geh' nur, ich folge gleich. Viel liegt mir heute zu thun ob: eine Anzahl Briefe habe ich zu schreiben.“

Sachar entfernte sich, kehrte aber gleich darauf mit einem vollgeschriebenen, schmierigen Heftchen und einer Anzahl Papierzettel zurück.

„Da Sie zu schreiben gedenken,“ begann er, „so kommt es gerade gelegen, hier diese Rechnungen zu reguliren: wir müssen bezahlen.“

„Was bezahlen? welche Rechnungen?“ fragte mißvergnügt Ilja Iljitsch.

„Vom Fleischer, Gemüsehändler, der Wäscherin, dem Bäcker: sie verlangen alle ihr Geld.“

„Warum reichst Du mir alle zugleich ein und nicht allmählich?“

„Sie trieben mich ja jedesmal hinaus; immer hieß es: morgen, morgen.“

„Nun, kann es denn nicht auch heute auf morgen verschoben werden?“

„Nein, das geht nicht! die Leute werden dringend: sie borgen nichts mehr. Wir haben heute den Ersten.“

„Ach!“ seufzte Oblomow, „eine neue Sorge! Nun, was gaffst Du? leg' die Rechnungen auf den Tisch. Ich werde gleich aufstehn, mich waschen und dann auch die Rechnungen durchsehen. — Das Waschwasser ist also bereit?“

„Es ist bereit.“

„Nun, dann . . .“

Mit einer obligaten Ermunterungsinterjection hatte er sich wirklich bis zur Hälfte im Bette erhoben.

„Noch etwas,“ begann Sachar, während Oblomow wieder in die Kissen zurück sank: vorhin schickte der Verwalter den Hausknecht herauf: der Verwalter, sagt der Hausknecht, bittet nun in allem Ernste, daß wir die Wohnung räumen, sie werde umgebaut werden.“

„Ja wohl, gewiß. Wenn es nicht anders sein kann — versteht sich, daß wir ausziehen.“



„Und lieber heute als morgen, meint der Verwalter, sagte mir der Hausknecht.“

„Siehst Du, Sachar, wie Du mich quälst! Das dritte Mal kommst Du mir mit dieser Angelegenheit, während ich Dich doch gebeten, mich mit ihr zu verschonen.“

„Aber Väterchen Ilja Iljitsch, wenn Sie wüßten, wie man mich bedrängt . . .“

„Sage ihnen, daß wir ausziehen werden.“

„Das thue ich auch, sie antworten aber: vor einem Monat, sagen sie, hätten Sie schon versprochen; wir, sagen sie, werden die Polizei davon benachrichtigen.“

„Nögen sie das,“ entgegnete Oblomow entschlossen, — „wir werden umziehen, sobald die Tage nur wärmer werden — nach drei Wochen vielleicht.“

„Wo wollen Sie hin? drei Wochen! Der Verwalter, sagt der Hausknecht, besteht auf morgen oder spätestens übermorgen.“

„Ei, wie hitzig! schon morgen also? Beliebt er nicht zu befehlen, daß es gleich auf der Stelle geschehen soll? . . . Du aber erlaube dir nicht, mich noch einmal an die Wohnung zu erinnern — sonst, gib Acht!“

„Was soll ich denn machen?“ fragte Sachar.

„Was Du machen sollst? Was fragst Du mich darum? was geht das mich an? Lasse mich in Frieden — im Uebrigen thue was Du willst, nur richte es so ein, daß wir nicht nöthig haben auszugehen. Aber so bist Du: nicht die kleinste Sorge nimmst Du den schwerbeladenen Schultern Deines Herrn ab.“

„Väterchen Ilja Iljitsch,“ begann Sachar fast gerührt, „was soll ich dabei thun? Das Haus gehört nicht mir — ja, wenn es mir gehörte, glauben Sie, mit dem allergrößten Vergnügen . . .“

„Könnte man den Verwalter nicht auf irgend eine Art überreden, zum Beispiel: wir wohnen, seht, schon viele Jahre hier, sind pünktliche Zahler u.“

„Das und noch mehr habe ich gesagt,“ bemerkte Sachar.

„Nun, und er?“

„Er? er bleibt dabei: zieht aus und damit basta! Man will aus der Doctormwohnung und dieser hier eine einzige große machen, zur Hochzeit, heißt es, für den Sohn des Hauswirths.“

„Ach, du mein Gott!“ rief Oblomow im Aerger, „gibt es denn wirklich solche Esel, die heiraten!“

Er drehte sich auf die andere Seite.

„Schreiben Sie, Herr, an den Wirth, vielleicht nimmt er Rücksicht.“

„Es ist wahr — ich werde gleich aufstehn und schreiben . . . Jetzt geh' nur wieder — indessen denke ich darüber nach.“

Sachar ging und Oblomow begann nachzudenken.

Woran sollte er nun zuerst denken: an den Brief des Starost, an den Umzug, oder an die Rechnungen. Er lag und sann und lehrte sich von der einen Seite auf die andere.

Wer weiß, wie lange er noch in dieser Unentschlossenheit gelegen hätte, — aber die Glocke im Vorzimmer ertönte; es kam Jemand zu ihm.

Oblomow, ohne seine Lage zu verändern, hestete die Blicke neugierig auf die Thür. . . .

In schneller Aufeinanderfolge werden uns nun die Freunde unseres Helden vorgeführt, Beamte und Schriftsteller, fünf an der Zahl, alle mehr oder weniger von der Freigebigkeit und Großmuth des Edelmanns lebend und seine Gutmüthigkeit ausnutzend. Namentlich ist einer unter ihnen, ein gewisser Tarantjew, der mit frecher Zudringlichkeit und den eigenmächtigsten Absichten sich in die Angelegenheiten seines „Landsmannes“, wie er Oblomow nennt, mischt und nicht, ohne daß ihm seitens des letzteren, dessen Unbeholfenheit in Ausführung irgend eines bürgerlichen Geschäfts gar keine Grenzen kennt, nur zu oft Veranlassung und Gelegenheit geboten wird. Wie Stolz der gute, so ist Tarantjew der schlimme Genius Oblomows. Ueber die Miethskündigung und den Brief des Starost entspinnt sich folgende Unterredung zwischen Tarantjew und Oblomow.

Tarantjew ist gekommen, sich, wie gewöhnlich, zu Mittag anzumelden.

„Hast Du Madera zu Hause?“ fragt er.

„Ich weiß nicht, erkundige Dich bei Sachar, da muß noch Wein sein,“ antwortet Oblomow zerstreut.

„Immer derselbe von dem Deutschen? Nein, den trinke ich nicht; schicke in's englische Magazin.“

„Wen soll ich schicken? es wird an dem genügen, der da ist.“

„Gieb nur Geld, im Vorübergehen nehme ich den Wein mit; ich habe vor dem Diner noch einen Gang zu machen.“

Oblomow läßt sich ein Kästchen reichen, nimmt einen rothen Zehn-rubelschein heraus, zögert aber noch, dem Zudringlichen die ganze Note hinzugeben.

„Der Madera kostet sieben Rubel, hier sind zehn,“ sagte er.

„Gieb nur alles — was fürchtest Du.“

Er entriß ihm das Geld, steckte es in die Tasche und wollte sich entfernen.

„Warte, Michai Andreitsch, Du mußt mir einen guten Rath geben.“

„Schon wieder! sprich schnell, ich habe Eile.“

„Ein doppeltes Unglück ist über mich gekommen: erstens treibt man mich aus der Wohnung . . .“

„Das ist dir recht, Du zahlst wahrscheinlich nachlässig.“ Er machte Miene zu gehen.

„Ach, Schweige! ich zahle stets vor dem Termin. Das ist es nicht, sondern man will diese umbauen . . . Warte, wohin-eilst Du? Belehre mich, wie man hier verfahren soll: in einer Woche muß ich die Wohnung räumen und das kann ich um alles in der Welt nicht.“

„Bin ich Dein Rathgeber, oder was denkst Du von mir? Bilde Dir nicht ein . . .“

„Ich bilde mir nichts ein,“ sagte Oblomow, — „beruhige Dich, schrei nicht so gewaltig, denke lieber nach, was dabei zu machen ist: Du bist ein praktischer Mensch.“

Tarantjew schien über etwas nachzudenken. „Ja, so soll es sein,“ sagte er endlich, die Mütze wieder vom Kopfe nehmend und sich setzend, — „danke mir und lasse zu Mittag Champagner auffahren: Deine Sache ist abgemacht.“

„Wie so? sprich.“

„Giebt's Champagner?“

„Meinetwegen, wenn der Rath dessen werth ist.“

„Umgekehrt! Du bist des Rathes nicht werth! Meinst Du, ich werde Dir umsonst rathe?“

„Gut, gut, sprich nur,“ bat Oblomow.

„Da ist der Rath: morgen schon kannst Du ein anderes Quartier beziehen . . .“

„D feltner Rath! Das weiß ich nämlich selbst auch . . .“

„Halt! was unterbrichst Du mich!“ schrie Tarantjew; morgen mußt Du in das Haus meiner Gevatterin, auf die Wiborger Seite ziehen . . .“

„Was heißt das? auf die Wiborger Seite! Winters, sagt man, sollen die Wölfe sich dahin verirren,“ lachte Oblomow, „es muß dort schauerlich sein, so einsam, öde, menschenleer.“

„Das läßt Du, denn meine Gevatterin, eine ehrbare Beamtenwitwe, wohnt da mit ihren zwei Kindern und einem Bruder, einem Kerl, kann ich dir sagen, der uns beide in die Tasche steckt“

„Was geht mich das alles an,“ sagte Oblomow ungeduldig, „dorthin ziehe ich nicht.“

„Das will ich mal sehen: Nein, Freundchen, wenn Du mich einmal um Rath fragst, so befolge ihn auch.“

„Dorthin ziehe ich nicht,“ wiederholte Oblomow entschieden.

„So hol' Dich der Teufel,“ schrie Tarantjew und schritt, sich den Kopf bedeckend, wieder zur Thür. Auf halbem Wege kehrte er jedoch um.

„Was Du einfältig bist,“ sagte er, „was ist denn hier, das Dich anzieht?“

„Was? Die Nähe der Magazine, des Theaters, der Freunde — ich lebe im Mittelpunkte der Stadt . . .“

„So? und was hilft Dir das alles? Wie lang ist es her, daß Du nicht von Hause gegangen? Wann warst Du zuletzt im Theater? Welche Freunde besuchst Du? Was, zum Teufel, soll dir denn dieser Mittelpunkt, wenn man fragen darf?“

„Was er soll? ich weiß schon, was er soll.“

„Siehst Du, Du weißt es selbst nicht! Dort aber, bei meiner Gevatterin, bedenke, lebst Du ruhig, still, Deinen Neigungen entsprechend; Niemand stört Dich; da ist alles rein, sauber. Sieh Dich einmal um — lebst Du hier nicht wie in einer Kaserne? Dort ist alles, wie Du es liebst: sauber und still und gemüthlich. Außer mir wird Dich Niemand besuchen. Die beiden Kinder sind nett und wohlgezogen, mit ihnen kannst Du Dich erheitern. Was verlangst Du mehr? Und nun erst die Ersparniß? Was zahlst Du hier?“

„Tausend fünfhundert.“

„Darum — und dort nur tausend fast für das ganze Haus, für diese freundlichen, hübschen Zimmerchen! Sie wünschte sich immer einen stillen ordentlichen Einwohner — der bist Du . . .“

Oblomow schüttelte verneinend mit dem Kopfe. „Dorthin ziehe ich nicht,“ sagte er zerstreut.

„Ich sag' Dir aber, Du wirst hinziehen. — Ueberlege doch, daß Du dort zweifach billiger lebst, auf die Wohnung allein fünfhundert Rubel gewinnst; der Mittagstisch wird noch einmal so gut und sauber sein; weder wird Dich die Köchin noch dieser Sachar befehlen . . .“

Aus dem Vorzimmer ließ sich ein Knurren vernehmen.

„Und welche Ordnung herrscht dort,“ fuhr Tarantjew fort; „hier kann man sich ohne Ekel gar nicht an den Tisch setzen, dort aber wird die Hand einer erfahrenen und gebildeten Frau wirthschaften, wird verhindern, daß Du in Schmutz und Staub vergehst, daß Deine Wäsche von Motten zerfressen werde — psui, abscheulich! Euch, d. h. Dir und Deinem Dummkopf Sachar . . .“

Ein heftiges Knurren im Vorzimmer.

„Diesem alten Vieh,“ ergänzte Tarantjew, da er das Knurren vernahm, „Euch wird nichts zu thun übrig bleiben, radical nichts. Was also ist hier zu überlegen? Du ziehst um und damit abgemacht!“

„Wie soll ich so plötzlich? nein, nein! Und noch dazu auf die Wiborger Seite.“

„Hör' ihn Einer!“ sagte Tarantjew und trocknete sich den Schweiß von der Stirn, so viel Anstrengung kostete ihm heute die Ueberredung. „Es ist Sommer — Du lebst gleichsam im Grünen. Was stimpelst Du hier in der Gorochowaja? Dort hast Du den Besborodkosen Garten, zur Seite die Dhta, zwei Schritt weiter die Rewa — weder Staub noch ungesunde Ausdünstungen — was willst Du mehr; gleich nach dem Diner fahre ich hinüber — gieb mir Geld für den Iswojtschik — und morgen ziehst Du um . . .“

Oblomow bleibt unerschütterlich; Tarantjew schickt sich zum Fortgange an.

„Erlaub' gefälligst. Es bleibt noch eine viel wichtigeré Sache zu erledigen. Höre nur, welche entmuthigende Post mir von meinem Starost zugekommen und entscheide, was ich thun soll.“

„Was bist Du doch für eine Pflanze! nichts verstehst Du, alles ich und immer ich . . .“

„Nun, was meinst Du? wie soll ich mich hierbei verhalten?“ erkundigte sich Oblomow, nachdem er den Brief laut vorgelesen.

„Verlorener, ganz verlorener Mensch,“ sagte Tarantjew den Landsmann mitleidig ansehend.

„Wie so verloren?“

„Wie so denn nicht verloren?“

„Nun, so hilf mir.“

„Was giebt's dafür?“

„Ich sagte ja schon: Champagner. Was verlangst Du noch?“

„Der Champagner ist für die Bemühungen um das Quartier. Du scheinst zu rechnen, abzuwägen, Undankbarer! Du verstehst die Wohlthaten, die ich dir erweise, gar nicht zu würdigen.“

„Gut, schon gut,“ unterbrach ihn Oblomow, „sage mir nur, was ich mit dem Starost anfangen soll.“

„Lasse Porter zu Mittag kommen, so will ich's dir sagen.“

„Ach, nun auch Porter . . .“

„Du willst nicht? leb' wohl!“ sagte Tarantjew und stülpte sich die Mütze wieder auf.

„Du mein Gott! der Starost schreibt, daß sich meine Einkünfte voraussichtlich um 2000 Rubel vermindern werden — und jener verlangt Porter! — Gut denn, kaufe auch noch Porter.“

„Geld,“ sagte Tarantjew, die Hand ausstreckend.

„Dir bleiben ja von den zehn drei Rubel übrig.“

„Und für die Fahrt nach der Wiborger Seite?“

Oblomow reichte dem Zudringlichen achselzuckend noch einen Rubel hin.

„Dein Starost ist ein Spitzbube,“ sagte Tarantjew kurz, „das ist das Ganze.“

„Nicht möglich — er schreibt so natürlich.“

„Was Du doch einfältig bist! Alle Spitzbuben schreiben natürlich — Du kannst mir schon glauben.“

Die Rathschläge Tarantjews: selbst auf's Gut zu reisen und sich mit eigenen Augen von dem Stande der Dinge zu überzeugen, weist Oblomow mit Entschiedenheit zurück.

„Ach, wenn doch Andrei bald ankäme, der würde alles schnell in Ordnung bringen und weder Champagner noch Porter beanspruchen!“ ruft er seufzend aus.

„Ja, das ist der Rechte! so ein verfluchter Deutscher! ein ganz durchtriebener Schurke!“

Abgesehen von dem sehr erklärlichen Widerwillen gegen Stolz, nährte Tarantjew eine instinctive Abneigung gegen alle Ausländer: in seinen Augen waren Franzosen, Deutsche, Engländer gleichbedeutend mit Spitzbuben, Betrüger, Räuber.

„Höre, mein Bester,“ bemerkte Oblomow streng, „ich habe Dich wiederholt gebeten, Deine Zunge zu zügeln, namentlich wenn Du von einem mir nahestehenden Menschen redest.“

„Von einem nahestehenden Menschen!“ entgegnete Tarantjew gehässig, — „was ist er Dir denn — so ein Deutscher!“

„Er steht mir näher als Alle und jede Frechheit gegen ihn . . .“

Tarantjew wurde ganz roth vor Bosheit.

„Ah, Du ziehst ihn mir vor — wir sind geschiedene Leute!“

Er bedeckte den Kopf und ging auf die Thüre zu. Oblomow bereute bereits seine Härte.

„Du hättest in ihm meinen Freund achten sollen und Dich in Deinen Ausdrücken gegen ihn mäßigen — das ist alles, was ich verlange und ich glaube, es ist so ungerecht nicht,“ sagte er.

„Einen Deutschen achten? einen Deutschen?“ wiederholte Tarantjew mit dem Ausdruck inneren Abscheus.

„Ja, einen Deutschen, der, wenn er hier wäre, mich längst von allen Sorgen befreit hätte und, ich wiederhole, ohne Ansprüche auf Champagner und Porter.“

„Ah, Du machst mir Vorwürfe! So hole Dich der Teufel sammt Deinem Porter und Champagner! Da, nimm Dein Geld — hier — wohin habe ich's gleich verlegt, das verfluchte — Du undankbare Kreatur! — wo steckt es es nur . . .“

„Laß gut sein, bemüß' Dich nicht,“ sagte Oblomow, — „ich mache Dir keine Vorwürfe, sondern wünsche, Du möchtest anständiger von einem Manne sprechen, der so viel für mich gethan.“

„So viel!“ höhnte Tarantjew. „Geduld, er wird noch mehr thun; er wird Dich schon berupsen, der Bagabund!“

„Höre, Tarantjew . . .“

„Was soll ich noch hören? zu viel schon habe ich angehört! So'n Deutscher! in Sachsen hatte der Vater an den Hungerpfoten zu lutschen, hier trug er die Nase hoch.“

„Laß die Todten! Der Vater war ein ehrlicher, geachteter Mann.“

„So? als er in unser Land kam, trug er all sein Hab und Gut unterm Arm, trozdessen hinterließ er dem Sohne ein Vermögen — was hat das zu bedeuten?“

„Dem Sohne hinterließ er ein Vermögen von einigen und vierzig Tausend,“ sagte Ilja Iljitsch ruhig. „Von diesen ist ein Theil angeheiratet,

den andern hat er sich ehrlich erworben, einmal im Amte eines Lehrers, namentlich aber als gut besoldeter Verwalter, wie Du weißt, der fürstlich T..schen Besitzlichkeiten. Du siehst somit: der Vater ist unschuldig. Was nun verbrach der Sohn?"

„Ein saub'res Bürschchen! Macht dir nichts mir nichts aus den 40,000 des Vaters ein Capitalchen von 300,000; dabei bringt er es in kurzer Dienstzeit bis zum Hofrath, giebt den Dienst auf, wird Gelehrter — und nun macht er Reisen! Dem Bagabunden fliegt's in den Mund! Würde ein rechter, braver Russe so handeln, frag' ich Dich? Der russische Mann erwählt sich ein Geschäftchen, langsam, bedächtig und gemächlich, gleichsam vor langer Weile. Wir wollen sagen: er übernimmt die Branntweinspacht, wenn die Ledige ihm gerade in den Weg läuft — gut, da weiß man doch wodurch er reich geworden; hier aber ist alles so vielseitig — warum? weil es Schwindel ist, nichts als Schwindel! Wenn's auf mich ankäme, in russische Ketten legen lassen wollt' ich alle diese deutschen Schwindler! Jetzt bummelt er umher, der Teufel weiß wo,“ fuhr Tarantjew nach einem langen Athemzuge fort, — „warum hockt er nicht im Lande und nährt sich redlich?"

„Er will immer mehr lernen.“

„Lernen! er lügt, sag' ich Dir, er lügt Dir in's Angesicht wie Dein Starost. Hier hast Du einen kurzen, schlagenden Beweis, daß er lügt: welcher Hofrath, sag' selbst, welcher Hofrath wird noch lernen? also lügt er. Ich aber weiß, daß er gefahren ist, eine Maschine zu besichtigen und zu bestellen, wahrscheinlich wieder so eine Presse für russisches Geld! oder er bringt seine Schwindelpapiere, jene sogenannten Actien, an den Mann. O diese Actien, die werden uns ausaugen!"

Oblomow lachte.

„Lassen wir das,“ sagte er ausweichend. „Gehe Du, wohin Du mußt und ich will aufstehen um Briefe zu schreiben, wie Du mir räthst an den Kreisrichter, damit er die brieflichen Aussagen meines Starost gerichtlich untersuche, und dann zweitens einen Mißtrauensbrief an den Starost selbst.“

Endlich war Tarantjew gegangen, kehrte jedoch bald wieder zurück.

„Ich hatte es total vergessen! Mein Gang zu Dir galt eigentlich,“ so hub er im einschmeichelnden Tone an, „Dich um Deinen Frack zu bitten. Morgen ist Kokotow's Hochzeit und meiner ist, wie Du siehst, ein wenig schäbig geworden.“



Oblomow verzog das Gesicht zu einem Lachen. „Wo denkst Du hin! mein Frack ist Dir ja viel zu klein. . . .“

„Er ist es nicht, verlaß Dich darauf, er ist nicht zu klein; weiß ich's denn nicht — ich habe ja Deinen Rock schon einmal angehabt: er saß wie aufgegossen . . . Sachar, Sachar! komm' einmal her, altes Vieh!“

Das Gebrumm eines Bären war die Antwort, aber Sachar kam nicht.

„Rufe Du ihn doch, Landsmann; stehst Du, wie Du ihn verwöhnst!“

„Sachar!“ rief Ilja Iljitsch.

„Daß Euch dort . . .!“ kam's aus der Kammer, zugleich mit einem Sprunge von der Ofenbank.

„Was wollen Sie?“

„Gieb doch meiner schwarzen Frack heraus — Michei Andreitsch will morgen zur Hochzeit.“

„Den Frack geb' ich nicht,“ sagte Sachar trocken.

„Was! Du wagst zu widersprechen wenn der Herr befehlt!“ schrie Tarantjew. „Warum schickst Du ihn nicht in ein Irrenhaus, Ilja Iljitsch?“

„Schweige doch! — Sei nicht eigenfönnig, Sachar; gieb den Frack — ich will es,“ sagte Oblomow gewichtig hinzu.

„Ich gebe ihn nicht,“ wiederholte der Alte entschieden. „Mög' er zuvor unsere Weste und unser Hemd zurückbringen; mehr als vier Monate gastiren sie bereits bei ihm. Den Frack gebe ich nicht.“

„Nun, so hol' Euch beide der Teufel!“ schließt, die Schwachheit des Herrn und die Hartnäckigkeit des Dieners kennend, Tarantjew zornig und geht hinaus.

Oblomow ist wieder allein; die Briefe, die er zu schreiben sich vorgenommen, quälen ihn; er legt sich, um bequemer nachdenken zu können, im Schlafrock auf den Divan; er schläft ein. Das ist die Zeit, wo draußen vor der Pforte die Zusammenkünfte abgehalten zu werden pflegen.

Still, ganz still öffnete Sachar um die fünfte Nachmittagsstunde die Thür des Vorzimmers und begab sich auf den Fußspitzen lautlos in seine Kammer. Hier schlich er zur Thür des herrschaftlichen Gemaches, legte das Ohr an dieselbe und bückte sich dann zum Schlüsselloch nieder. Ilja Iljitsch lag auf dem Divan und schnarchte.

„Er schläft wieder,“ flüsterte Sachar zufrieden, „man muß ihn wecken: es ist bald fünf.“

Er trat in's Gemach und hustete.

„Ilja Iljitsch,“ begann er dann, am Kopfende Oblomows stehend —  
„Ilja Iljitsch!“

Das Schnarchen dauerte fort.

„Ilja Iljitsch!“ Sachar berührte leise den Arm des Herrn. „Stehen Sie auf, es ist fünf.“

Ein schlaftrunkenes Gemurmel war die Antwort.

„So stehen Sie doch auf, Ilja Iljitsch, — es ist ja eine Schande,“ sagte er mit immer mehr gehobener Stimme.

Keine Antwort.

„Ilja Iljitsch!“ rief nun der eigenfinnige Alte laut und zupfte den Arm Oblomows hin und her.

Dieser wandte das Haupt ein wenig und schlug nur mit Mühe das eine Auge, als wäre es gelähmt, zur Hälfte auf.

„Wer ist da?“ fragte er geisterhaft.

„Ich bin's — stehen Sie auf!“

„Hinweg!“ brummte Oblomow und schloß gleich darauf wieder fest ein. Sachar wurde dreister und rüttelte heftiger an dem Schlafenden.

„Was willst Du?“ murmelte der wieder Erweckte und schlug beide Augen ganz auf.

„Sie befehlen mir ein für alle Mal, daß ich Sie wecke, wenn Sie am selben Tage einschliefen.“

„Gut, ich weiß das. Du hast nun Deine Schuldigkeit gethan, jetzt mache, daß Du fortkommst. Das Uebrige verantworte ich . . .“

„Ich rühre mich nicht vom Fleck,“ sagte Sachar, den Arm Oblomows wieder erfassend.

„Ach, Sacharuschka, laß doch,“ flüsterte der so schwer Bedrängte sanft und vergrub das Gesicht in das Kissen.“

„Unmöglich, Ilja Iljitsch — ich wäre ja überglücklich — aber es geht wirklich nicht. Stehen Sie auf,“ bat der Alte eindringlich.

Aber jener schnarchte schon wieder. Sachar erfaßte ihn von Neuem am Arme.

Oblomow öffnete die Augen; der Blick war bittend: „Sei doch so gut . . .“

„Ja, sei Einer Ihnen so gut — und nachher zanken Sie, daß ich Sie nicht geweckt.“

„Nur eine kleine Minute laß mich noch schlafen, sie ist ja so kurz — die eine kleine Minute . . .“

Die letzten Worte verschwammen: er war eingeschlummert.

„Das muß man ihm lassen: schlafen kann er aus dem ff!“ Ueberzeugt, daß der Herr ihn nicht höre, fuhr er ziemlich laut fort: „Warum bist Du denn eigentlich da auf Gottes Erdboden, Du bejammernswerther Mensch? Wie ein Stück Holz liegt er da, wie der leibhaftige Tod.“ Sachar sah ihn mitleidig an.

„Steh' auf, sagt man Dir —“

Oblomow mußte die letzten Worte vernommen haben; er erhob schnell das Haupt.

„Was? was war das?“

„Warum Sie nicht aufsteh'n, mein' ich.“

„Lüge nicht! Wie hast Du gesagt? wie unterstandst Du Dir das?“

„Was?“

„Unehrbietig zu sprechen.“

„Das hat Ihnen geträumt; bei Gott! es muß Ihnen geträumt haben.“

„Du glaubst ich schlafe — o nein — ich höre ...“

„Er hört,“ murmelte Sachar mit einer hinweisenden Kopfbewegung, da er das Gegentheil an dem während seiner Rede Entschlafenen deutlich sah, — „er hört! O Du Dammekopf, Du Schooßhund — — Mir wird wirklich schlimm, wenn ich ihn ansehe ... Stehen Sie auf, stehen Sie auf!“ rief er dann laut, „sehen Sie, was hier vorgeht!“

Oblomow fuhr auf, schaute sich im Kreise um und fiel mit einem tiefen Seufzer wieder in die Kissen zurück.

„Laß mich in Frieden,“ sagte er nachdrücklich; ich befehl Dir, mich zu wecken, es ist wahr; jetzt aber ändere ich meinen Befehl: ich befehle Dir nun, mich nicht zu wecken. Verstehst Du?“ Und damit drehte er sich auf die andere Seite, mit dem Gesicht zur Wand.

Zuweilen ließ sich Sachar durch solche Reden bestimmen, zuweilen aber auch nicht; so war es heute.

Den Herrn mit beiden Händen erfassend, schrie er aus vollem Halse: „Stehen Sie auf, stehen Sie auf!“

Oblomow sprang plötzlich, unerwartet auf die Füße, so daß Sachar vor Schreck zurücktaumelte.

„Wart', ich will Dich lehren ...“

Aber wie in der Rede, so hielt er auch in der Bewegung gegen den dreiften Diener mitten an, denn hinter dem Rücken des Sachar ließ sich ein lautes Lachen hören. Beide sahen sich um.

„Andrei Zwanytsch,“ sagte Sachar verlegen.

„Stolz, Stolz!“ rief Oblomow in freudiger Ueberraschung und eilte auf den Gast zu.

Stolz krümmte sich immer noch vor Lachen; er war Zeuge der letzten Scene gewesen. . . .

Stolz! wie war nun der?

Stolz war nur ein halber Deutscher, nämlich väterlicherseits; seine Mutter war eine Russe, daher auch seine Religion die rechtgläubige und seine Muttersprache die russische. Er hatte sie von der Mutter und aus Büchern, in den Hörsälen der Universität und in den Spielen mit der Dorfjugend erlernt. Die deutsche Sprache hingegen hatte er vom Vater und ebenfalls aus Büchern ererbt. In Werchlewo, der fürstlichen Besitzlichkeit wo der Vater Verwalter war, ist er aufgewachsen. Der achtjährige Knabe trieb unter Leitung des Vaters bereits Geographie, Mathematik, Latein, während er mit der Mutter die biblische Geschichte und Krylows Fabeln las. Seine Erholungsstunden benutzte er, neben andern Knabenstreichen, zur Untersuchung der Vogelnester, und nicht selten, wenn in der Schule alles still und aufmerksam war, oder gar während des Gebets, ertönte aus seiner Tasche heraus das Gepiepe einer jungen Dohle. Es geschah auch, daß, wenn von der Straße her Lärm, Geschrei und Tritte eines Menschenhaufens sich dem elterlichen Hause näherten und die besorgte Mutter ängstlich nach der Ursache fragte, — daß der Vater da kaltblütig erwiderte: „wahrscheinlich bringen sie den Heinrich.“ Und so war es in der That. Man brachte entweder ihn selbst mit blutig geschlagener Nase und zerrissenen Kleidern, oder zugleich mit ihm denjenigen, den er auf ähnliche Weise zugerichtet hatte. Die Mutter bricht in Thränen aus, den Vater aber sieht es nicht an; er schaut völlig gleichgültig drein. „Das ist kein Junge, der einem andern noch nie eins auf die Nase gegeben,“ war seine Redensart.

Als er größer geworden war, mußte er den Vater allenthalben an dessen Gängen und Fahrten begleiten; es begann die Schule des Lebens. Sie besuchten zusammen die Fabriken der Gegend, in denen Potasche, Theer, Fett gewonnen wurde, besahen die Felder, fuhren in die Stadt, wo der Vater, alles in Gegenwart des Knaben, entweder seine Einkäufe machte, oder mit den Behörden zu thun hatte; ferner zeigte er ihm Erdarten, von denen er einige dadurch erkannte, daß er sie zwischen den Fingern zerrieb, andere am Geruch, wieder andere am Geschmack. Der

Knabe steht alles, reißt, riecht und schmeckt mit, merkt sich ihre Gattung und ihre Verwendung. Mit vierzehn Jahren fährt oder reitet er schon allein in die Stadt, und nie kam es vor, daß er diesen oder jenen der vielen Aufträge des Vaters vergessen oder nicht zur Zufriedenheit ausgeführt hätte.

Diese Art von Erziehung gefiel der Mutter nicht sehr. Sie fürchtete, der Sohn möchte derselbe deutsche „Bürger“ werden, wie der Vater einer war. Dieses patentirte Bürgerthum aber, das sich in einer ihm nur eigenen Grobheit, Selbständigkeit und Aufgeblasenheit breit macht und, gleich einem Stier, die Hörner zur Schau trägt, ohne dieselben, wo die Umstände es erheischen, verbergen zu können, — dieses deutsche Bürgerthum war ihr zuwider. In ihren Augen besaß die deutsche Nation nicht einen einzigen Gentleman. In dem deutschen Charakter vermischte sie jene Nachsicht, Zartheit und Delicatesse, welche das Leben in der noblen Welt so angenehm machen und vermittelst derer man die gemeine Ordnung straflos umgehen und sich gegenüber den Gesetzen oder obrigkeitlichen Vorschriften freier und ungezwungener bewegen kann. Nein, diese deutschen Unholde sind wie plumpe Pfeiler. Wie auf Felsgrund stützen sie sich auf das was ihnen recht und billig scheint, und führen aus, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt, jeden Augenblick bereit, mit der Stirn die Wand zu durchrennen, die ihnen den Weg verlegen wollte. Als Gouvernante mit einer reichen Familie im Auslande umherreisend, hatte sich Frau Stolz diese Ansichten angeeignet. Alle Deutsche schlug sie über einen Leisten: sie trugen alle dieselben Alltagsgesichter, taugten nur zu groben Arbeiten, zu unermüdlichem Gelderwerb, zu Wächtern herkömmlicher Gebräuche und zu pedantischer Erfüllung ihrer Pflichten, — sie warf sie alle durch einander, diese Bürger mit den eckigen Manieren, den frisch-freischöllichen Gesichtern, den großen, groben Händen und den breiten, groben Reden. „Pußt den Deutschen noch so sehr auf,“ meinte sie, „habe er ein noch so feines Hemde, lacklederne Stiefel, gelbe Handschuhe an, — er erscheint doch wie aus Sohlenleder zugeschnitten, aus dem eleganten Costüm guckt doch der Handwerker hervor.“ Bewahre, wenn ihr Sohn dahin ausarten sollte! Wenn schon der Sprößling eines bürgerlichen Vaters, so war er doch der Sohn einer Russin von Adel, besaß er nichtsdestoweniger kleine Hände und Füße, ein feines Gesicht und einen kühnen Blick, ähnlich dem, wie sie ihn in vornehmen russischen Häusern angetroffen. Sie litt förmlich unter dem Gedanken, daß ihr Sohn einmal,

gleichwie der Vater jetzt, mit von Fett und Mist besudelten Kleidern aus der Fabrik oder von den Feldern heimwärts kommen werde, müde, braun gebräunt, mit rothen, rauhen Händen und mit einem bürgerlichen Heißhunger. Sie war unablässig bemüht, in dem Knaben andere, entgegengesetzte Neigungen zu erwecken, ihn so viel als möglich von jenen „unwürdigen“ Beschäftigungen zu entfernen, an welche der Vater ihn seinerseits bereits frühzeitig gewöhnt hatte; sie flößte ihm, und in der That mit vielem Erfolg, Liebe zur Musik ein, sang ihm von der Poesie des Lebens und wußte ihm so viel zu erzählen von einer höheren, glänzenderen Bestimmung des Mannes, sei es als Krieger oder als Schriftsteller. Zu ihrem nicht geringsten Leidwesen kam noch, daß Andrei ganz unaristokratisch viel und mit ausgezeichnetem Erfolge lernte und daß der Vater ihn demzufolge zum Hülflehrer seiner kleinen Pension mit einer monatlichen Gage von zehn Rubeln ernannte.

Wie sehr auch diese Jugendziehung seitens des Vaters von der der Mutter abwich, beide Methoden wirkten doch wohlthätig auf den Charakter des Jünglings, und immer, auch in dem nun gereiften Manne, war der gute Einklang einer männlichen Thatkraft und Festigkeit mit dem Partgefühl eines für die schöne Seite des Lebens nicht unempfindlichen Herzens nicht zu verkennen.

Heinrich verfolgte bis zur Entlassung von der Universität genau die Laufbahn seines Vaters; so wollte es dieser. Als daher der Sohn aus Moskau zurückgekehrt war und sich drei Monate im Vaterhause von dem angestregten Studium erholt hatte, sagte der Alte, daß in Werschlewo für den graduirten Studenten der Staats- und Volksökonomie nichts mehr zu thun sei, daß sogar der junge Oblomow bereits nach Petersburg geschickt und daß somit auch für ihn die Zeit herangekommen sei, sich in der Welt nach einer Berufsthätigkeit umzusehen. Warum er aber nicht in Werschlewo bleiben und dem Vater in der Verwaltung des großen Gutes zur Seite stehen durfte — darüber hatte der alte Stolz weiter nicht nachgedacht; er erinnerte sich nur, daß er damals, wo er selbst seine Universitätsstudien beendet, in die Welt mußte. An dieser althergebrachten Sitte durfte nichts geändert werden; zudem war Niemand da, der hätte widersprechen können, denn die Mutter war gestorben.

Am Tage der Abreise gab der Vater dem Sohne hundert Bancorubel.

„Du reitest bis zur Gouvernementsstadt,“ sagte er, „empfangst dort von Kalinikow 350 Rubel und läßt das Pferd bei ihm zurück. Falls er

kein Geld haben sollte, verkaufe das Thier: es ist dort Jahrmarkt und 400 Rubel zahlt man Dir unter Freunden. Bis Moskau wird Dir die Fahrt etwa vierzig Rubel zu stehen kommen — von dort bis Petersburg fünfundsebenzig; es bleibt genug übrig. In Petersburg — thue was Du willst. Du halst mir in der Wirthschaft, folglich mußt Du wissen, daß ich einiges Capital besitze; vor meinem Tode jedoch rechne nicht darauf, der aber, so hoffe ich, noch einige und zwanzig Jahre auf sich warten lassen wird, denn die Lampe brennt hell und Del ist noch reichlich vorhanden. Du besitzt eine gründliche Bildung; alle Carrièren stehen Dir offen: der Dienst, der Handel, die Schriftstellerei — prüfe, wozu Du die meiste Neigung empfindest.“

„Könnte man nicht alles zugleich verrichten?“ fragte Heinrich.

Der Vater lachte laut auf und klopfte ihm befriedigt auf die Schulter: „Brav, mein Junge!“

„Solltest Du indessen bei der Wahl eines Berufes dennoch in Verlegenheit gerathen und eines Rathes bedürfen — gehe zu Reinhold: das ist der Mann. Wir sind zusammen aus Sachsen in's Land gekommen. Er besitzt in Petersburg ein vierstöckiges Haus. Seine Adresse . . .“

„Laß sein, nenne sie nicht,“ fiel ihm der Sohn in's Wort; „ich werde ihn aufsuchen, wenn ich gleichfalls im Besitze eines vierstöckigen Hauses bin, bis dahin helf ich mir selber . . .“

Wieder ein zufriedenes Lächeln seitens des Vaters, begleitet von einem „brav, mein lieber Junge.“

Heinrich sprang auf's Pferd.

Inzwischen hatte sich eine Anzahl neugieriger Nachbarn um sie versammelt; sie standen und waren begierig zu sehen, wie der Verwalter den jugendlichen Sohn entlassen werde in die fremde, weite Welt.

„Nun!“ sagte der Vater.

„Nun!“ sagte ebenso der Sohn.

„Fertig?“ fragte der Vater.

„Fertig!“ antwortete der Sohn.

Sie sahen sich lang und schweigend an; sie verstanden sich. Dann folgte ein kurzer, fester Händedruck und Heinrich ritt davon.

„Das ist ein Kind: nicht ein Thränkchen!“ sagten die Nachbarn.

„Ein Russe könnte das nicht.“

„Und der Alte? so ein Heide!“ bemerkte eine Mutter, „als ob er ein Ragenjunges auf die Straße wirft: ohne Umarmung, ohne Schluchzen!“

„Halt, halt, Heinrich!“ rief in diesem Augenblicke der alte Stolz.

„Ah!“ bemerkte diejenige aus dem Kreise der Nachbarn, die zuletzt gesprochen, begütigend, — „regt sich das Gewissen?“

„Nun?“ fragte der Sohn.

„Der Sattelgurt ist nicht fest genug, man muß ihn anziehen.“

„Auf der nächsten Station werde ich es ändern; die Zeit ist kostbar und ich möchte noch bei Tage in Schangewka anlangen.“

„Nun!“ grüßte der Vater mit der Hand.

„Nun!“ machte der Sohn mit dem Kopfe zum Abschied.

„O ihr Wölfe, wahre Wölfe! wildfremde Menschen würden nicht so von einander scheiden!“

Nächst diesem halb unterdrückten Ausruf drang mitten aus dem Menschenhaufen ein lautes Weinen: irgend ein altes Mütterchen vermochte nicht länger an sich zu halten.

„Warte, mein Söhnchen!“ rief sie und trocknete sich mit dem Zipfel ihres Kopftuches die Thränen, „Du arme Waise hast keine Mutter, die Dir den Segen geben könnte auf den Weg . . . Komm' ich will es für die Mutter thun, komm' näher!“

Heinrich war vom Pferde gesprungen und an die alte Frau herangetreten. Mit einer kurzen Umarmung gedachte er es abzuthun, aber die Nührung kam über ihn, während das Weib über seinem Haupte das Zeichen des Kreuzes machte und ihn küßte; große Thränen quollen ihm aus den Augen, da die Alte betete und er in ihren bebenden glaubensvollen Worten die Stimme und das liebe sanfte Wesen der entschlafenen Mutter zu vernehmen glaubte. —

Stolz ist ein Altersgenosse Oblomows; auch er zählt mehr als dreißig Jahre. Er hat gedient, seine Entlassung genommen, sich mit eigenen Unternehmungen beschäftigt und in der That Haus, Hof und Geld erworben. Gegenwärtig ist er Mitglied einer Compagnie, die Waaren in das Ausland befördert. Seine Thätigkeit ist unermülich: bedarf die Gesellschaft eines Agenten für Belgien, England oder Holland — sendet sie ihn; wird ein neues Unternehmen projectirt, oder ist an dem Geschäftsbetrieb eine wichtige Aenderung vorzunehmen — erwählt man ihn. Er ist fast immer auf Reisen; wo er die Zeit zu seiner eigenen beständigen Fortbildung erübrigt — weiß Niemand.



Sein Aeußeres entspricht dieser Vielbeweglichkeit. Er ist hager; die Wangen fehlen fast ganz, d. h. Knochen und Muskeln sind da, aber keine Spur von einer Fettabrundung; die Farbe des Gesichts ist einförmig, bräunlich, ohne jede Röthe; das Auge ist ausdrucksvoll. Wie sich in seinem körperlichen Organismus nichts Ueberflüssiges vorfindet, so auch in seiner seelischen Beschaffenheit; er weiß stets ein Gleichgewicht zwischen beiden herzustellen, ein Zusammengehen beider Kräfte, und das immer nach einem praktischen Ziele, zu bewirken. Er lebt nach einem Budget, immer bedacht, jeden Tag so anzulegen wie jeden Rubel, mit beständiger nie unterbrochener Controle der verwendeten Zeit, Mühe, Kraft, mit unermüdlicher Wachsamkeit über Seele und Herz. Es schien, als beherrsche er Freude und Leid wie seine Hände oder seine Schritte; er wußte mit ihnen umzugehen wie mit gutem und bösem Wetter. Er breitete den Schirm aus, so lang der Regen währte, d. h. er litt so lang die Betrübniß anhielt, und nicht, wie Andere, mit Demuth und Unterwürfigkeit, sondern mit Unwillen und Aerger, eben darum, weil er die Ursache jedes Leids sich ganz allein zuschrieb. In gleicher Weise trank er den Becher der Freude nie bis zu jenem herben Tropfen, welcher auf dem Grunde jedes Genusses perlt! Eine klare, richtige Ansicht des Lebens zu erlangen und darnach zu handeln — das war seine unablässige Aufgabe und, beständig auf ihre Lösung hinarbeitend, begriff er vollkommen ihre Schwierigkeit, war aber auch jedes Mal stolz und glücklich, wenn es ihm gelang, einen zeitig bemerkten Fehltritt wieder gut zumachen. Ueber alles fürchtete er die Einbildung. Trugbilder, Räthsel, Mysterien fanden in seinem Innern keinen Raum. Das, was sich einer Analyse durch die praktische Erfahrung nicht unterwerfen wollte, war in seinen Augen eine optische Täuschung, mindestens aber eine Thatsache, an die die Erfahrung noch ihr Maß zu legen hat. Hartnäckig blieb er an der Schwelle zum Wunderbaren stehen, äußerte weder Glauben noch Zweifel, sondern wartete ruhig den Nachweis eines Gesetzes ab und mit ihm den Schlüssel zur Lösung des Räthfels.

Dieselbe Vorsicht, mit der er seine Phantasie hütete, verwendete er auch auf das Herz, und um so mehr, da gerade das Herz mit seinen Untiefen, in denen Wahrheit und Lüge nur zu oft unverkennbar derselben Quelle entspringen und zu verkehrten Handlungen Anlaß geben, ihm fast noch eine terra incognita war.

Aber auch da, wo er den Einflüsterungen der Herzensgelüste nachgab, fühlte er immer noch festen Boden unter seinen Füßen und genügende Kraft, im äußersten Falle sich von den ihn umstrickenden Banden zu befreien. Darauf war er stolz; er wußte den Werth dieser seltenen Eigenschaften so sehr zu schätzen, er geizte mit ihnen dermaßen, daß man ihn einen Egoisten, einen Gefühllosen nannte. Aber je mehr man sie ihm zum Vorwurf machte, desto eigensinniger verharrte er bei dieser Lebensweise und behauptete, daß die normale Bestimmung des Menschen darin bestehe, die vier Lebenszeitalter gemessen, ohne Uebersprungung, zu durchschreiten und die Schale des Lebens, ohne auch nur einen Tropfen nutzlos überschüttet zu haben, bis zum letzten Lebenstage gewissenhaft hinzutragen, und daß ein gleichmäßiges, ruhiges Feuer besser sei als ein wildausfloderndes, mag in dem letztern auch noch so viel Schönheit und Poesie liegen. Er versicherte, daß er glücklich sein würde, wenn er diese seine Ueberzeugung an sich ganz wahr machen könnte, daß er aber wenig Hoffnung dazu habe, denn es sei sehr schwer. Inzwischen verfolgte er unablässig den einmal eingeschlagenen Weg. Nie hatte man bemerkt, daß er irgend einem Gefühle bis zur Selbstquälerei und Krankheit nachhing; er verlor sich nie in neuen, schwierigen, verwickelten Verhältnissen, sondern näherte sich ihnen so, als wären sie alte Bekannte, mit deren Umgangsweise er vertraut war. Was ihm auch begegnete, gleich hatte er denjenigen Empfang bereit, welcher der Erscheinung entsprach, ähnlich dem Schließer, der ohne hinzusehen in den Bund greift und nie den richtigen Schlüssel verfehlt. Höher als Alles stellte er die Ausdauer in Erreichung der Ziele: das galt ihm als Zeichen von Charakter, und Leuten von solcher Ausdauer versagte er nie seine ganze Achtung, mochten deren Ziele auch noch so geringfügig sein. „Das sind Männer!“ pflegte er zu sagen. Soll man noch hinzufügen, daß er selbst seinem Ziele unbeirrt zuging, muthig jedes Hinderniß überschreitend; denn solche Ziele, vor denen sein Scharfblick unübersteigbare Mauern oder Abgründe vorausgesehen hatte, lagen außer dem Bereich seiner Wünsche.

Zur Entwicklung dieses Charakters waren vielleicht gerade solche Elemente vonnöthen wie die, aus denen die Jugendeindrücke von Oblomows Freunde bestanden und die nur aus der gemischten Erziehungsweise eines deutschen Vaters und einer russischen Mutter sich ergeben konnten. „Unsere einheimischen Charaktere dagegen,“ sagt der Dichter, „sind von Alters her

in fünf, höchstens sechs stereotypen Formen ausgedrückt; halb im Schlaf sehen sie auf ihre Umgebung, setzen einen Fuß nach dem andern in die von dem Vorgänger hinterlassenen Spuren; legen nur träg die Hand an das Rad der großen Maschine, die sich denn auch nur langsam, langsam in dem einmal eingefahrenen Geleise fortbewegt." ... Und mit einer Stimme, an der man die tiefe Theilnahme deutlich durchhört, ruft er nun, diese Betrachtung abschließend, aus: „Wie viele solcher Stolze werden noch unter russischen Namen auftreten müssen, ehe unsere schlaftrunkenen Augen sich völlig öffnen, ehe wir allenthalben diese geschäftigen, sicheren Tritte, diese zufriedenen Stimmen vernehmen werden!“

(Schluß im nächsten Hefte.)

---

## Erinnerungen an Hamilcar Fölkersahm.

---

**Zu** den Portraits, welche in livländischen Häusern gefunden zu werden pflegen, gehört auch das Hamilcar Fölkersahms — Rang und Titel läßt man in Livland, dem Lande der ausschließlich aristokratischen Existenzen, gern unbezeichnet. In der einen oder andern Ausgabe ist jene Lithographie mit der Unterschrift: „Nicht die Rechte, welche Jemand ausübt, sondern die Pflichten, die er sich auferlegt, geben ihm den Werth,“ wenigstens bei einem großen Theil derer heimisch, die diesen merkwürdigen Mann persönlich gekannt haben. Die livländische Tradition aber — so möchte man in Bezug auf ihn zu bemerken veranlaßt sein — hat in neuerer Zeit Manches von derjenigen Unfehlbarkeit eingebüßt, mit welcher sie früher das Bild eines hervorragenden Standes- oder Stadtgenossen festzuhalten pflegte. Zwar im Allgemeinen weiß noch Jeder, wer Fölkersahm gewesen ist, aber schon häufig genug geräth die jüngere Generation in Verwunderung, wenn man ihr z. B. sagt, es sei zum guten Theil diesem Manne zu danken, daß uns ein immerhin noch beträchtliches Stück der überkommenen livländischen Lebensformen übrig geblieben ist. So raschlebig und so ereignisreich ist die Zeit, in der wir leben, daß die Tage, in denen Fölkersahms mächtige Stimme die Meinung der besten Männer des Landes beherrschte, wie durch ein Menschenalter von der Gegenwart geschieden scheinen und für die „Allerneusten“ bereits den Charakter des Mythischen tragen. Wir mögen uns wenden, wohin wir wollen, Alles ist seit dem April des Jahres 1856 anders geworden und selbst die Sprache der damaligen Zeit beginnt denen unverständlich zu werden, die in einer gefestigten Deffentlichkeit, in steter Berührung mit dem gedruckten Wort aufgewachsen sind. Wo jeder neue Tag neue Fragen aufwirft und zum Theil solche, auf welche

die Antwort nicht leicht gefunden wird, und wenn sie gefunden ist, nur selten deutlich gesagt werden darf, da ist es freilich begreiflich, wenn man nicht mehr Zeit und Reizung übrig hat, sich nach Art der glücklicheren Väter und Großväter an dem Feuer verglimmender Reminiscenzen zu wärmen.

Aber auch diese Reminiscenzen haben ihr Recht. Und insoweit sie Hamilear Fölkersahm gelten, haben sie in unserer Zeit ein doppeltes Recht. Niemand, der die Jahre seit Aufhebung der russischen Leibeigenschaft erlebt und sich bei den Ereignissen derselben etwas gedacht hat, wird dem Gedanken aus dem Wege zu gehen vermocht haben, was in den Stürmen derselben wohl aus Livland geworden wäre, wenn es keinen Fölkersahm gegeben oder wenn die Feinde dieses Mannes vollständig Recht behalten, die Frohne und die „Landlosigkeit“ des livländischen Bauernstandes gerettet und als leitende Principien unseres öffentlichen Lebens bis in das Jahr 1861 weiter gekristet hätten! Selbst diejenigen, welche sich heute die „Conservativen“ nennen, haben die Lehre von der Unentbehrlichkeit der alten Agrarinstitutionen von 1819, die Glaubensartikel von der nothwendigen Abhängigkeit der Hintersassen, dem wohlthätigen Einfluß des Hülfsgelohrs und der verschiedenen „Gerechtigkeiten“ längst aus ihrem politischen Katechismus gestrichen und bestimmen sich kaum mehr darauf, daß ihnen die „Arbeitspacht“ noch vor zehn Jahren für den Grundstein des alten Landesstaats galt! Die Grundzüge von 1849 sind längst die Voraussetzungen jeder vernünftigen politischen Anschauung geworden und der bäuerliche Grundbesitz zählt heute dieselben Männer zu seinen eifrigsten Förderern, denen er noch 1856 für ein aus dem Abgrund der Revolution aufgestiegenes Thier mit mindestens sieben Hörnern galt. Obgleich sich bei genauerer Betrachtung ausweisen dürfte, daß unter den landläufigen Entschuldigungen, die zur Erklärung des Fölkersahm geleisteten Widerstandes angeführt werden, keine haltbare ist, so beschränkt sich die Anerkennung der Verdienste dieses livländischen Mirabeau doch auch heute noch auf eine kleine Geraiende, die aus dem ihm verbündeten Theil der Landtagsmänner von 1849 und einzelnen bürgerlichen Fremden Fölkersahms besteht, eine Gemeinde die sich allmählig zerplittert hat und eher ab- als zunimmt. Weder ist es wahr, daß nicht Fölkersahms Principien, sondern nur die drängenden, anspruchsvollen Formen, in welchen dieselben auftraten, bekämpft wurden, noch läßt sich behaupten, eine langsam vorschreitende, allmählige Reform hätte dieselben Früchte getragen, welche der große

Medner durch die Macht seiner Persönlichkeit und seines Worts erzwang. Nachdem wir das Jahr 1861 und dessen Folgen erlebt haben, muß vielmehr gesagt werden: nur daß die Gesetzgebung von 1849 bereits zwölf Jahre lang bestand und Wurzel zu schlagen begonnen hatte — nur dieser glückliche Umstand hat die Selbständigkeit der livländischen agrarischen Entwicklung und damit das wichtigste Stück unseres öffentlichen Lebens gerettet. Es gehörte der Adlerblick des Genius dazu, um inmitten der tiefen Ruhe, welche den Geschütterungen der ersten 40er Jahre gefolgt war, inmitten der Umkehr zu einer conservativen Regierungspolitik, gerade in den Tagen des ungarischen Feldzugs, dennoch die große im Schooß der Zukunft schlummernde Umgestaltung zu ahnen und ihren Gefahren vorzubauen; es bedurfte einer ungewöhnlichen Begabung und zugleich der verzehrenden Glut einer großen Leidenschaft, um das Eis zu brechen, welches sich um die Herzen und Köpfe der Zeitgenossen gelegt hatte; es bedurfte eines Fölkersahm um die Ritterschaft zu einem kühnen Sprung über die Klust zu vermögen, deren allmähliche Ueberbrückung erst fertig geworden wäre, als das andere Ufer nur noch mit Lebensgefahr betreten werden konnte. Der angebliche Radicalismus der Fölkersahmschen Ideen hat das Land gerettet und wenn an denselben Kritik geübt werden soll, so kann diese nur in dem Bedauern darüber bestehen, daß nicht noch radicaler vorgegangen werden konnte. Auf dem Fundament eines in der Majorität seiner Glieder grundbestehenden Bauernstandes wäre die Stellung unseres Landes ungleich günstiger gewesen, als sie es thatsächlich am 19. Februar des Jahres 1861 war.

Auf das Bild des Mannes, dem es beschieden gewesen, seinem Vaterlande Dienste von so nachhaltiger Bedeutung zu erweisen, hat die Nachwelt ein unanstreitbares Recht. Ob Aussicht ist, daß es ihr von berufener Hand überliefert werde, weiß ich nicht; die nachstehenden Blätter können nicht den Anspruch erheben, dasselbe zu entwerfen; sie bescheiden sich mit der Rolle aufgeschriebener Stücke der im Lande lebenden Tradition, hie und da durch flüchtige Eindrücke ergänzt, die dem Scribenten persönlich zu Theil geworden sind. Nur um die allgemach erstarrende Tradition in Fluß zu bringen und dem jungen Geschlecht Veranlassung zu Fragen an die besser unterrichteten Väter zu bieten, habe ich Reminiscenzen und Tagebuch-Fragmente aus Fölkersahms Nachlaß zusammengetragen und daraus den Kranz zu flechten versucht, den die Pietät eines jugendlichen

Zeugen der „Fölkersahmschen Zeiten“ längst um das Bild des unvergeßlichen Patrioten gelegt hatte.

## I.

An einem lauen Augustabend des Jahres 1853 (ich glaube es war der erste Hungerkummer) saß eine aus 8 oder 10 Personen bestehende Männergesellschaft auf der Veranda des im Wöbmannschen Park befindlichen großen Pavillons, um eine Bowle Punsch versammelt. Den Mittelpunkt des Kreises bildete der dimittirte Landmarschall Baron Fölkersahm, Präsident der Bauerrentenbank — nicht mehr der hagere, etwas blaßt aussehende junge Roué, den die bekannte, aus den 40er Jahren stammende Lithographie darstellt, sondern der ernste, reife Mann mit der hohen, durchfurchten Stirn, um welche ergraute Locken spielten. Man sprach von den brennenden Tagesfragen, insbesondere von dem orientalischen Kriege, dessen Vorläufer bereits den politischen Horizont zu verdunkeln begonnen hatten, und erging sich in Conjecturen über die möglichen Folgen desselben. Allmählig ermattete das Gespräch, die Gesellschaft löste sich in eine Anzahl Einzelgruppen auf, und Fölkersahm saß, in seinen bekannten Almaviva gehüllt, schweigend da, nachdem er seine Meinung über die Chancen des bevorstehenden Kampfes ausgesprochen hatte. Neben ihm saß ein junger Mensch, dessen rother Rockragen den Gymnastasten verrieth und der eigentlich nicht in die Gesellschaft gehörte; er war in den Park gekommen, um den warmen Herbstabend zu genießen und hatte hier seinen Vater in dem bezeichneten Kreise gefunden. Besangen vor sich niedersehend, wurde er durch eine gleichgültige Frage seines Nachbarn in's Gespräch gezogen. Fölkersahm fragte nach der Schule, nach den leitenden Interessen der Jugend, erzählte scherzend, daß er es nicht weiter als bis zur Secunda des Rigaer Gymnastums gebracht und schwieg dann wieder.

„Und Ihr jungen Leute von heut zu Tage,“ fragte er lächelnd nach einer Pause, „wofür schwärmt Ihr denn eigentlich? Bei 17 Jahren muß man für irgend einen Gedanken, eine große Idee begeistert sein.“

„Für Amerika!“ lautete die Antwort. — Es war damals noch die Zeit des Glaubens an Amerika, an die bessere Welt jenseit des atlantischen Oceans. Weltschmerz und Europamüdigkeit, in Deutschland bereits ziemlich ausgelebt, kamen in Livland, wenn auch sporadisch, noch unter der Jugend vor, welche sich mit Heine und andern Vertretern des Jungdeuththums nicht selten den Wagen verdorben hatte. Dazu kam, daß

wenige Jahre früher, verschiedene Landsleute in Amerika gewesen waren und das Interesse für dieses Land neu belebt hatten. Einer derselben (Dyrsen) hatte sich gar in der Union niedergelassen und diese dadurch für eine Zeitlang zum Hauptgegenstand aller Gespräche in Riga gemacht. Ist es doch bei uns von jeher so gewesen, daß neue Dinge und Vorstellungen an der Dörse erst recht in Schwung kommen, wenn einer der Unsern sie mit Augen gesehen, für die kleine baltische Welt, so zu sagen, noch einmal entdeckt hatte.

„Für Amerika!“ wiederholte Fölkersahm und jenes Lachen, welches wie entfernter Donner klang, schlug an das Ohr des Secundaners — „für Amerika, — ich sehe Sie theilen den Geschmack meines jungen Freundes A. K. Giebt es denn in der Heimat nichts mehr zu thun, was den Ehrgeiz oder die Thatkraft strebsamer junger Leute wecken könnte?“

Der Schüler, der das Prädicat der Strebsamkeit auf sich beziehen zu müssen glaubte, nahm sich zusammen und gab seinem Nachbarn, dessen Ruhm er wohl kannte, mit dem er aber noch nie ein eigentliches Gespräch gepflogen hatten, eine herzhafte Antwort. Er sagte etwas von Ruinen, deren Vertheidigung sich nicht mehr verlohne, von der Nothwendigkeit, verlorene Posten zu räumen und Länder aufzusuchen, die eine Zukunft hätten und in denen man wirken könne, ohne mit Traditionen brechen zu müssen, die einem doch einmal in Fleisch und Blut übergegangen seien u. s. w. „Außerdem,“ hieß es zum Schluß dieser ziemlich ungereimten Deduction, — „außerdem, giebt es ja keine Kräfte, auf die man bei uns zählen könnte und an die man sich schließen könnte, um den Kampf für gewisse Ueberzeugungen auch nur mit der Möglichkeit eines Erfolgs weiter zu führen.“

Fölkersahm hörte dem vorlauten Sprecher geduldig zu. Da der übrige Theil der Gesellschaft in einer Unterhaltung über Dorpater Studenten und Corporationsinteressen begriffen war und er selbst nicht in Dorpat studirt hatte, schien er das Gespräch, das er mit einem Scherz begonnen, fortführen zu wollen. „Junger Mann,“ sagte er, indem er den Ton seiner Rede plötzlich senkte, — „Sie stecken in Irrthümern, die mir keineswegs fremd sind, an denen ich selbst, wenn auch in anderer Form, zu Zeiten getragen habe. Statt aller weiteren Antwort will ich Ihnen zwei persische Sprüchworter sagen, die Sie nicht zu kennen scheinen und die mir oft genug von Werth gewesen sind. Das erste lautet: „Keine Mauer ist schwach, sobald sich Jemand findet, der den Muth hat, sie vertheidigen zu



wollen.“ Das andere Sprüchwort paßt zwar nicht ganz, kann aber doch einmal auf die Dinge, von denen Sie reden, Anwendung finden: „Eine Heerde Ziegenböcke, die ein Löwe anführt, ist mehr werth als eine Heerde Löwen, die von einem Ziegenbock geführt wird.“ Leute, die zu brauchen sind, wenn sie den rechten Führer finden und sich diesem unterordnen, giebt es überall und darauf kommt es schließlich doch nur an.“

Auf die Antwort, welche diesen Worten folgte, kann ich mich nicht bestunen, möglich, daß gar keine Antwort erteilt wurde. Föllkersahm aber sprach noch lange weiter und immer mächtiger wurde der Zauber, den er auf seinen Zuhörer auszubreiten wußte. Mit jenem heiligen Eifer, dessen Wirkung auf junge Gemüther unfehlbar, der aber nur Männern eigen ist, die von einer großen Idee erfüllt sind und an diese ihre ganze Existenz gesetzt haben, ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, in dem Herzen eines unbedeutenden jungen Menschen den Patriotismus zu wecken und jede Gelegenheit wahrzunehmen der guten Sache neue Kräfte zuzuführen, mochten dieselben noch so gering scheinen. Er sprach von der Zukunft des Landes, von dem ungeheuren Umschwung, der sich auf allen Lebensgebieten geltend machen würde, sobald erst der Bauernstand bestylich und in Wahrheit die Grundlage unseres gesammten öffentlichen Zustandes geworden, von der Verpflichtung, welche auf jedem Livländer ruhe, an dem großen Werk zur Hebung der ländlichen Bevölkerung Theil zu nehmen, von den Schwierigkeiten, die jeder Einzelne zu überwinden habe, um nur zu einer richtigen Auffassung des Verhältnisses zu gelangen, in welchem deutsche und lettische Bewohner dieses Landes zu einander stehen müßten, von der traditionellen Gleichgültigkeit unserer Landsleute gegen die ursprünglichen Bewohner des baltischen Küstenstrichs u. s. w.

„Und Sie selbst, Herr Baron,“ fragte der Zuhörer, als Föllkersahm seine Rede geschlossen, „wie sind Sie zu jenem Verständniß unserer Aufgabe durchgedrungen, das Sie als durch hundert Vorurtheile erschwert bezeichneten und das in Livland vor Ihnen lang genug gefehlt hat? Was ist Ihnen die Aufmunterung zu Ihrer Thätigkeit und zu dem Entschluß geworden, diesem Lande alle Ihre Kräfte zu widmen?“

„Das will ich Ihnen sagen,“ erwiderte er, nachdem er eine frische Cigarre angezündet und den Hut tiefer in die Stirn gedrückt hatte, — „ich habe diese Geschichte oft erzählt und erzähle sie gern noch einmal. Sie wissen, daß mir das Gut Rujen-Großhof gehörte und daß ich dasselbe selbst verwaltete. Mein Privatvortheil — und ich hatte allen Grund

denselben wahrzunehmen — ließ es mir damals wünschenswerth erscheinen, einen möglichst großen Theil meines Guts zum Hof zu ziehen und meine Wirthschaft durch Anlegung von Hoflagen zu erweitern. Ich beschloß daher einem meiner Wirthe zu kündigen. Der Zufall wollte, daß der Verwalter krank war und ich die Kündigung selbst aussprechen mußte. Zu dem Zwecke ritt ich an einem schönen Frühlingsabend in das Gestüde, dessen Einziehung ich beschloffen hatte. Es war einer der ersten warmen Abende des Jahres und die Sonne überglänzte das Thal, in welchem mein Opher wohnte, mit ihren letzten goldenen Strahlen, als ich in dasselbe einbog. Der Wirth baute eben an einem neuen Hause; er stand, von seinem Weibe und seinen Kindern umgeben, in stiller Freude auf dem Dach, um dasselbe mit der üblichen Baukrone zu schmücken und das „Vater unser“ zu sprechen, das unsere Bauern merkwürdiger Weise ihr Lebelang nicht vergessen. Er ahnte nicht, daß hundert Schritt vor ihm ein Mann stand, der die Absicht hatte ihm zu sagen: „Dein Schweiß kommt von Rechtswegen mir zu gut. Auf Grund meines guten Rechts weise ich dir die Thür, um dein Haus in Besitz zu nehmen. Geh!“ — Die letzten Worte hatte Fölkersahm mit stichtlicher Erregung gesprochen; seine tiefe Stimme bebte und er hielt einen Augenblick inne, um sein Glas neu zu füllen und einen tiefen Zug daraus zu thun. Die übrige Gesellschaft rückte näher, um sich keines seiner Worte entgehen zu lassen.

„Was ich in jenem Augenblicke empfand,“ fuhr er nach einer Pause fort, „vermag ich nicht zu schildern. Die ganze Schmach unserer öffentlichen Zustände drückte mit ihrem Bleigewicht auf meine Schultern; ich wandte mein Pferd um und ritt langsam nach Hause. Ich gelobte mir in diesem Augenblicke, daß es anders werden müsse, daß ich selbst und meine Mitbrüder daran verhindert werden müßten, unsere Hände nach den Früchten fremden Schweißes auszustrecken, daß ich nicht ruhen wollte, ehe die Baukrone auf dem livländischen Bauernhause vor Attentaten sicher gestellt werde, die man im Namen des Rechts ausübte. Dieses Gelbnuß habe ich gehalten und gedenke es noch ferner zu halten — und glauben Sie mir, meine Herren,“ fuhr er, zu der übrigen Gesellschaft gewendet, mit dröhnender Stimme fort, — „glauben Sie mir, so lange diese Baukrone nicht sicher steht, ist kein Haus im Lande sicher!“

Es wäre vergeblich den Eindruck schildern zu wollen, den diese Worte von diesem Manne gesprochen auf den Zuhörer ausübten, der das Ganze durch seine müßige Frage veranlaßt hatte. Fölkersahm sprach noch lange

weiter; seine Freunde gingen auf alle möglichen Details der Landtagsgeschichte und der einzelnen Phasen ein, welche das Programm von 1849 durchgemacht hatte. Erst als die Lichter tief herabgebrannt, die Musikchöre, welche abwechselnd gespielt hatten, verstummt, die Gläser leer geworden waren, gab er das Zeichen zum Ausbruch. Erinnerunglich ist mir nur noch ein Scherzwort, das Fölkersahm aussprach, als das eine Musikchor eben aufgehört und das andere sein Spiel begonnen hatte. „Die Nothwendigkeit, diese ununterbrochene Musik zweier verschiedenen Gesellschaften anhören zu müssen, erinnert mich an die Lage, in welcher ich mich schon seit einiger Zeit befinde. Haben die Livländer in ihrem Geschrei über meinen Verrath und meinen unheilvollen Einfluß eine Pause gemacht, so fangen die Kurländer gewiß in demselben Tone wieder an und so geht es fort in infinitum. Sie wissen, daß ich das Glück habe zu beiden Corporationen zu gehören.“

## II.

Fölkersahm ist mir seit jenem unvergeßlichen Abend noch häufig begegnet — das Glück, mit ihm zu reden, ist mir dauernd nicht wieder zu Theil geworden. Die Worte, die er damals sprach, die Art und Weise, wie sie gesprochen wurden, die Veranlassung, aus welcher sie entstanden, sind aber für das Wesen und die Eigenthümlichkeit dieses merkwürdigen Mannes bezeichnend genug, um der Aufbewahrung gewürdigt zu werden, und sie sind wohl geeignet, denen, die ihn gekannt oder von ihm gehört haben, das Bild, das er hinterlassen, in mehr wie einer Beziehung zu vervollständigen, — mir haben sie eine ganz bestimmte Vorstellung von dem Wesen ihres Sprechers hinterlassen, eine Vorstellung, welche durch Alles, was ich früher oder später von demselben gehört oder gesehen, bestätigt worden ist. Fölkersahm war jeder Zoll ein Idealist.

Daß die großen bleibenden Gedanken eines Menschen aus dem Herzen kommen, hat sich auch an ihm bewährt und die reich poetische Natur, welche sein ganzes Wesen athmete, machte es Jedem, der ihm gegenübertrat, zur Ueberzeugung, daß er es nicht mit einem Manne zu thun habe, der, wenn er gerade den Landtagsaal betrat, für Abschaffung der Frohne und Begründung der Rentenbank plaidirte und im Uebrigen den lieben Gott einen guten Mann sein ließ, sondern mit dem Träger einer sittlichen Idee, von der er durch und durch erfüllt war und deren Verwirklichung dem innersten Bedürfniß seines Wesens entsprang. Alles was er sprach, schrieb und that, trug das Gepräge eines tiefen, leidenschaftlichen

Idealismus, der sich auf keinem Lebensgebiet an gewöhnlichen Anschauungen und Formen genügen ließ, sondern überall auf den Kern der Dinge losging und diesen zu ergründen suchte, — nicht sowohl, um Wissen und Erfahrung zu beweisen, als um einer Natur Befriedigung zu schaffen, die ihr Leben lang an den Schranken ihrer selbst und der kleinen Verhältnisse, in welcher sie geboren war, ungeduldig rüttelte und in keinem Verhältniß Genüge fand, weil sie in jedes den ganzen Menschen hineinrug. Der Drang, diesem Bedürfniß genug zu thun, war der eigentliche Hebel seiner gesammten Thätigkeit. Daß Fölkersahm Politiker wurde und seine Thätigkeit auf das öffentliche Leben seines Vaterlandes richtete, ist zwar nicht zufällig und nicht bloß dadurch bedingt gewesen, daß ihm einst, in einem concreten Falle, über der Absicht, ein Gefinde zu sprengen, die Verwerflichkeit des Frohnverhältnisses so grell entgegentrat, — gleichwohl aber läßt sich nicht behaupten, daß das politische Gebiet dasjenige war, für welches er sich ausschließlich oder auch nur vorzugsweise eignete, oder daß seine Geburt und sein eminentes Rednertalent ihm den Gedanken nahe legten, eine politische Rolle zu spielen. Jedes Mittel, jeder Lebensweg wäre ihm recht gewesen, wenn derselbe nur zu einem Ausgleich zwischen den Ansprüchen seines inneren Wesens und der Realität geführt hätte. Ein bedeutender Mensch hätte er in jedem Falle und in jedem Beruf sein müssen. Daß er gerade den politischen wählte, namentlich in einer Zeit wählte, die jeder öffentlichen Thätigkeit, wie nur immer möglich, ungünstig war, läßt sich vorzugsweise, wenn nicht durchaus aus dem Umstande erklären, daß der Inhalt unseres gesammten Lebens, die Entscheidung über unsere Zukunft damals durch die eine, freilich unausgesprochene Frage bedingt war, ob der sittliche Gehalt der livländischen öffentlichen Zustände der alte bleiben oder auf eine höhere Stufe gehoben werden sollte. Hatte es sich doch in den Hungerjahren und in dem Elend der confessionellen Wirren gezeigt, daß das alte Livland am Rande eines politischen und wirtschaftlichen Bankrotts stand. Er fühlte es heraus, daß seine innere Unbefriedigttheit ihren letzten Grund in der sittlichen Beschaffenheit der ihn umgebenden Verhältnisse habe und diesen Verhältnissen nur geholfen werden könne, wenn sie auf eine völlig neue Basis gestellt würden. Diese Basis sollte ein freier, auf eigenem Grund und Boden sitzender, von jeder herrschaftlichen Willkür emancipirter Bauernstand sein; von der Herstellung eines solchen erwartete Fölkersahm eine Wiedergeburt der gesammten livländischen Gesellschaft. Die Unfreiheit der Bauern und die aus dieser

resultirende Verwilderung der sittlichen Anschauungen der Herrschenden waren ihm der Kern all' der Uebelstände, die ihn an der freien Entwicklung seiner Persönlichkeit verhinderten. Um selbst besser und glücklicher sein zu können, der eigenen Existenz den idealen Inhalt zu geben, nach welchem er vergeblich gesucht hatte, zerschlug Fölkersahm die alte agrarische Organisation von 1819; in dem von ihm errichteten neuen Gebäude mußten die oberen Stockwerke schon darum gesunder sein, weil die unteren menschenwürdiger und wohnlicher geworden waren.

Die Besserung der Lage seiner bäuerlichen Mitbürger war ihm der sicherste, der einzige Weg zur Ausöhnung mit der Realität. Daß Fölkersahm eine solche auf manchem anderen Gebiet gesucht hatte, ehe er, bereits ein reifer Mann, das politische betrat, dafür liegen zahlreiche Zeugnisse vor, davon zeugen ganz besonders die Irrthümer und Verirrungen seines Lebens. Seine hinterlassenen fragmentarische Aufzeichnungen enthalten in dieser Beziehung manche charakteristische Andeutung und bieten zahlreiche Belege dafür, daß ihn nicht die kühle Reflexion des Praktikers zu einzelnen Handlungen und Reden trieb, sondern daß er das Wohl und Wehe des Landes in sich selbst aufgenommen, so zu sagen sein Sein zu dem des Landes erweitert hatte und in der Besserung der öffentlichen Einrichtungen desselben die Versöhnung mit sich selbst suchte. Durch all' die Gedankenschnitzel, welche er gelegentlich und ohne jede Vorstellung von der Möglichkeit ihrer Veröffentlichung aufs Papier warf, zieht sich, wie ein rother Faden, das Bedürfniß nach Befriedigung eines heißen, inneren Dranges, der ihn verzehrte. Von der Wirklichkeit, zumal der livländischen, ist nirgend auch nur entfernt die Rede. Bevor wir den Versuch machen, Fölkersahms principieller Stellung zu den Hauptfragen des Lebens näher zu treten und einen Einblick in seine gesammte Weltanschauung zu gewinnen sei es uns gestattet, einige der Fölkersahmschen Aphorismen und zwar solche dem Leser zu übergeben, die diese Seite seiner Natur besonders charakterisiren. Schlagen wir diese Blätter auf, wie Zufall und Neigung sie auf einander gelegt haben.

---

Die Schwermuth des Deutschen, so oft von Andern belächelt, entsteht nicht aus der Unfähigkeit das Leben zu genießen, sondern ist Folge des vollständigen und tiefen Bedürfnisses dazu. Der Südländer sucht Genuß, der Engländer Behaglichkeit und Zufriedenheit, der Russe wie der Orientale

Macht und Glanz, der Franzose das Vergnügen und sie Alle finden es oft, — der Deutsche sucht Glück und findet es nie.

---

Für den Deutschen hat der Gedanke Wirklichkeit, bei dem Franzosen fehlt der Wirklichkeit oft der Gedankeninhalt, darum macht der Deutsche langsame Fortschritte, selten aber einen Rückschritt, während der Franzose unzählige Male auf dasselbe zurückkommt. Nichts ist dem Franzosen leichter, als sich von einem Zustande, der ihm nicht paßt zu befreien und einen entgegengesetzten herbeizuführen, Nichts ihm schwerer, als sich von einer Idee zu befreien, weil er sie immer nur in der Erscheinung zertrümmert, nicht überwindet. Der Franzose ist ein stinker Schnitter, der das Unkraut, sobald es seine Pflanzen zu überwuchern droht, rasch und mit starker Hand abmäht, wenn er auch diese selbst trifft und zerstört, — bald sproßt es aber von Neuem und so wird er nie fertig. Der Deutsche kann es nicht über's Herz bringen, was ihm gut scheint zu gefährden, er zieht es vor, das Unkraut emsig und vorsichtig mit der Hand zu entfernen, er jätet immer fort, aber es wird dann auch wirklich rein. Nicht die gewaltigen Sprünge allein, welche Frankreich und andere Nationen vor- und rückwärts gemacht, um sich von manchem Mißverständnis zu befreien, das wie ein Alp auf dem Menschen und auf dem Leben lastete — werden die Wahrheit fördern: noch mehr die philosophische Bewegung des Deutschen, welche solche Mißverständnisse nicht nur bei Seite schiebt, sondern sie verzehrt. Es ist Deutschlands Aufgabe die Gespenster, welche das neu gestaltende Leben der Menschen und Völker durch ihren unheimlichen Spul stören, auf immer in ihre Gräber zu bannen.

---

In der Wiege war man glücklich und wußte es nicht, am Altare glaubt man es zu werden und ist es selten, — am Grabe giebt man es auf und wird es.

---

Bücher kann man nicht lieben, deßhalb können sie für die Entwicklung der Seele auch nicht Menschen erzeuhen. Menschliche Entwicklung oder Zweck der menschlichen Entwicklung ist nichts Anderes, als Alles und Alles ganz lieben zu können und zu lieben.

---

Der eigentliche Begriff des Lebens ist der, nicht allein sein zu können. Nur im Tode liegt der Versuch zu dem Gedanken: Allein! Auch hier stößt der lebende Mensch auf die Schranke seines Wesens, denn kaum hat er den Versuch gemacht, den Begriff „allein“ im Tode sich vorzustellen, so schafft die Nothwendigkeit seines geistigen Wesens sich schon den Gedanken

eines künftigen Lebens, in dem er sich vor dem übermenschlichen Gedanken des „Allein“ rettet.

---

Unsere schönsten Gefühle gleichen den Geistern; sie verschwinden, sobald wir sie scharf ins Auge fassen oder gar ihre Umrisse nachzeichnen wollen.

---

Das Leben ist nur deshalb so kurz, weil wir so viele Stunden und Tage gar nicht leben.

---

Das Leben ist ein Kampf zwischen Seele und Körper, der Selbstmord das Geständniß, daß jene zu unterliegen fürchtet.

---

Tod ist erstarrte verharrende Gegenwart, Leben ist weder Vergangenheit noch Gegenwart, sondern Consumtion der Zukunft. Deshalb können wir auch nicht den Tod denken, sondern nur einen Lebenswechsel.

---

Es fehlt den meisten Menschen nur Eines um glücklich zu sein, — die Letzter, — die Alten wußten's.

---

Nichts ist übler, als wenn der Mensch nie mit sich selbst allein sein kann, d. h. wenn er sich immer selbst befehrt, protocollirt und inquirirt, wenn er keine Gefühle mehr haben kann ohne Worte oder Gedanken, keine Andacht ohne Gebet, ohne Bitte, keinen Schmerz ohne Trost, kurz keinen schönen, großen oder schrecklichen Augenblick ohne Protocoll, ohne daß er sich selbst fragt warum? und antwortet: darum. Er gleicht Jenem, der die Raphaelsche Madonna mit einer Lupe besah.

---

Willst Du wissen, ob Du wahrhaft liebst, so frage Dich nicht, ob Du an der Seite dieses Mannes glücklich sein könntest, frage, ob Du auch unglücklich an seiner Seite bleiben möchtest?

---

Das Wissen ist rings vom Meere des Glaubens umflossen. Je größer das Eiland, um so größer das Gestade.

---

Liebe ist die Taucherglocke auf dem Meere der Leidenschaften, so lange sie Dich schützend umgiebt, kannst Du seine Perlen gewinnen — ohne sie wird es Dein Grab.

---

An der Uhr ist das Gewicht die Kraft, welche das Werk in Bewegung setzt, während der Pendel die Bewegung regelt. Es giebt viele Menschen, welchen der Verstand das Gewicht ist und das Herz der Pendel. Dieses sind kluge, vielleicht gute Menschen. Es giebt Andere, bei denen das Herz das Gewicht ist und der Verstand der Pendel; dies sind nicht nur gute, sondern liebe Menschen.

---

Der Erfahrene weiß stets, was es an der Zeit ist, der Unerfahrene nur, wenn die Uhr schlägt.

---

Auch am Himmel siehst Du mit bloßem Auge nicht lauter Sonnen und Sterne, — mit dem Fernrohr unzählige mehr und dennoch birgt er noch eine Unendlichkeit, welche Du nicht erblickst. Gerade so denke Dir den Menschen und lasse Dich auch hier durch die Wolken nicht beirren. Das Fernrohr für diesen Himmel ist aber Dein eigenes Wohlwollen — die Liebe.

---

Die Hingebung in der Liebe, welche vom Weibe gefordert wird, soll eine so unbedingte und grenzenlose sein, daß selbst eine Grifeldis, wenn deren Selbstgefühl sie nach namenlosen Opfern und nach von der männlichen Willkür mitleidslos ihr bereiteten Leiden, zuletzt den Sieg über ihre Liebe erhält, der Tadel trifft. Das scheint hart und ungerecht, da der Mann zugleich gesteht, daß auch das geringste auf solche Weise von ihm geforderte Opfer, seine Liebe und Hingebung unwiderbringlich vernichtet hätte. Dennoch liegt hier kein Egoismus, sondern nur ein Natur- und Weltgesetz vor. Auch der Mann hat eine Liebe, wo er Alles opfern, wo er namenlos in seiner Hingebung sein soll, wo er nicht nach Glück fragen, nicht rechnen darf — es ist die für die Menschheit, ihre Zwecke, ihre Entwicklung. Es ist derselbe Inhalt, den die Hingebung des Weibes hat, und diese nur in ihrer Bethätigung eine verschiedene. Auch die aufopfernde Hingebung des Weibes ist nicht bloß eine an den Mann, sondern an die Liebe, an die Idee der Liebe selbst — wie der Patriotismus oder Enthusiasmus des Mannes nicht bloß eine Hingebung an das bestimmte Vaterland oder einen bestimmten Gedanken, sondern an die Idee des Patriotismus selbst ist. Der Unterschied besteht nur darin, daß die Natur dem Weibe die Aufgabe stellte, die Idee in concreter, individualer Erscheinung zu fassen durch ihr eine Seele zu vervollständigen, während dem Manne die Bestimmung ward, durch sein Erfassen des Allgemeinen, die



Idee und die Wahrheit in der Geschichte zur Erscheinung zu bringen, sie in und außer sich darzustellen. Nur der Mann macht Geschichte, aber er nimmt einen Theil seiner Kraft und seinen Lohn vom Weibe. Darum verdient auch nur der Mann die ganze Seele des Weibes, der nicht für sich, sondern für die Bestimmung des Menschen lebt. Nur in einem solchen wird das Weib glücklich werden, weil nur in der Hingabe an einen solchen Mann sie selbst die allgemeine menschliche Bestimmung der Hingabe an die Idee, an die Wahrheit, das Ideal erfüllt. Im Leben kann die Gestalt eine sehr verschiedene sein und es darf nie vergessen werden, daß nicht bloß der historische Mensch die Geschichte des Menschen macht und fördert, sondern — und vielleicht oft mehr als jener, jeder gute d. h. dem Guten mit heiliger Liebe ergebene Mensch; denn das Göttliche, was der Mensch in sich zur Erscheinung bringt, ist für alle Menschen gewonnen, — das wahrhaft Gute ist für die Menschheit nie verloren.

---

Wenn es einen Teufel giebt, so nimmt er von dem Menschen in dem Augenblick Besitz, wo er das Wort „Ich“ aussprechen lernte. Aber er wird besetzt und gebannt, sobald das Wort „Du“ an die Stelle tritt.

---

Ein Mann muß verstehen zu schweigen, ein Weib darf es verstehen zu reden.

---

Ueber die Räume der Erde hat für den Gedanken die große Erfindung des electro-magnetischen Telegraphen aus dünnen Metallfedern eine Brücke geschlagen; er fliegt auf ihr mit Blitzesschnelle dahin und gewinnt Stunden und Tage dem Leben. Aber seit ewig hat für das Herz des Menschen nicht bloß die Liebe die Räume der Erde, sondern den Raum besetzt, nicht bloß Tage und Stunden gewonnen, sondern die Zeit selbst überwunden und es bedarf keines Metalldraths, damit zwei Herzen, wenn auch im Raum getrennt, stets bei einander sind und in einander fühlen, Liebe einander schenken und von einander empfangen.

---

Du sollst die Menschen lieben, nicht weil sie Deine Brüder sind, sondern weil Du sie liebst, sollen sie Deine Brüder sein.

---

Weiber sind die besten Springer, denn sie braucht zur Klust vom Engel zum Teufel nur einen Satz.

---

Das Auge eines andern Menschen ist vielleicht das wichtigste Okularglas, um den Himmel zu beobachten, wenn man ihn begreifen, nicht nur berechnen will.

Die Mutter der Hoffnung ist unsere Eigenliebe, ihr Vater unbekannt.

Wenn der Mann höher steht als das Weib, so kann ihre Liebe Glück sein und dauern, denn ihre Seele hat ganz Raum in ihm, und sie giebt ihm Glück, weil sie außer ihm nicht ist. Steht das Weib höher als der Mann, so kann die Liebe nie das Ziel erreichen, denn er kann sie nicht ganz umfassen nicht glücklich sein, weil sie noch außer ihm ist, weil das unendliche Streben sich ihrer zu bemächtigen ihm nicht gelingt. Dem Weibe aber wird die Qual, ihre Liebe nicht vollständig geben zu können, sich nicht ganz geben zu können. Vielleicht giebt es Fälle, in denen die gegenseitige Liebesfähigkeit zweier Menschen einander vollkommen entspricht, gewiß Augenblicke. — Die Dauer der Liebe zweier Wesen in einander, ist von der gegenseitigen Möglichkeit, die ganze Liebesfähigkeit zu verwenden, abhängig.

Man spricht so oft von der Collision der Pflichten und dennoch ist eine solche gewiß selten oder sie kommt vielleicht nie vor. Was man so nennt ist eine bloße Collision der Pflichten und Verpflichtungen, die oft schmerzlich oder empfindlich sein kann aber schon in der richtigen Unterscheidung der Begriffe ihre Lösung findet, denn immer wird die Verpflichtung der Pflicht nachstehen müssen. Pflicht ist ein ewiger, Verpflichtung ein zeitlicher Begriff. Pflicht ist nichts weiter als die anerkannte Nothwendigkeit der Uebereinstimmung der Idee mit dem Realen, des Inhalts mit der Form, der Seele mit ihren Aeußerungen, Gottes mit der Welt, des Menschen mit der Menschheit. Pflicht ist das anerkannte Gebot und der bewusste Trieb zur Realisirung der Wahrheit. Verpflichtung ist die Anerkennung der Forderungen, zu welchen Andere durch unsere eigenen Handlungen absichtlich oder unabsichtlich berechtigt werden. Eine Pflicht hat man, eine Verpflichtung übernimmt man. Von einer Pflicht wird man nie befreit, von einer Verpflichtung wohl. Mit der Forderung fällt auch die Verpflichtung weg, nicht so die Pflicht. Man hat Pflichten gegen Gott und gegen die eigene Seele, gegen andere Menschen hat man meist nur Verpflichtungen und nur die eine Pflicht — sie zu lieben!

Wo es kein öffentliches Leben, keine die Menschen zwangsweise zusammenschließende Interessen giebt, sind Betrachtungen über Welt und Menschenleben, Ehe und Liebe, Neigung und Pflicht die herkömmlichen Gegenstände stillen, sinnigen Nachdenkens. Obgleich diese Fragmente nur

einen Theil des Fölkersahmschen Nachlasses enthalten, sind sie, neben andern Blättern verwandten Inhalts, doch die einzigen selbständigen, nicht auf Geschäfte bezüglichen Aufzeichnungen, welche der Verstorbene hinterlassen hat. Schon aus diesem Umstande kann darauf geschlossen werden, daß Fölkersahm weder von Hause aus Politiker war, noch ausschließlich der Beschäftigung mit öffentlichen Arbeiten lebte. Ja es läßt sich sogar behaupten, der ursprüngliche Ausgangspunkt seiner Thätigkeit sei nicht das Bedürfniß gewesen, gerade an den Verhältnissen, die ihn umgaben, Theil zu nehmen. Er war ein fertiger, an der Beschäftigung mit andern Lebensgebieten mehr oder minder gereifter Mann, als er in die Geschäfte trat; er brachte weder geschäftliche Routine, noch eine Fülle selbst erworbener Anschauungen in die Verhältnisse, auf welche er wirken sollte, mit; selbst der Vortheil, von der Pike auf gedient und eine geschlossene praktisch erprobte Fachbildung mitgebracht zu haben, stand ihm nicht zur Seite. Dieser Umstand ist für ihn und für seine Sache in mehr wie einer Rücksicht verhängnißvoll gewesen. So wenig sich behaupten läßt, daß unsere „öffentlichen Charaktere“ regelmäßig oder auch nur häufig mit fachwissenschaftlicher Bildung in ihre Thätigkeit traten — die überwältigende Wirksamkeit eines Mannes, dessen Grundbestimmung ein idealistischer Thätigkeitsdrang, dessen Stärke die philosophische Speculation war und der nicht mit specifisch livländischen, sondern allgemein humanen Voraussetzungen an sein Werk ging, bildete doch eine Anomalie in unserer Landtagsgeschichte, die wenn nicht gegen den Geist, so doch gegen das Herkommen des Landes verstieß und die Fölkersahm eigentlich nie verziehen worden ist. Mögen wir in den Blättern livländischer Vergangenheit zurückschlagen so weit wir wollen, alle uns dort begegnenden, auf die öffentlichen Zustände einwirkenden Männer sind vorzugsweise Praktiker gewesen, die in der Beschäftigung mit ländlichen Fragen grau geworden waren und den Landesdienst von Jugend auf getrieben hatten. Wenn wir von Carl Friedrich Schoultz absehen, der mindestens ein durch sein diplomatisches Geschick unter seinen Landsleuten berühmt gewordener Landrath war, als er seine Reformthätigkeit aufnahm, so werden wir finden, daß alle Vertreter liberaler Agrarideen auf dem livländischen Landtage von bestimmten praktischen Bedürfnissen, wenn nicht gar von noch bestimmteren Forderungen der Regierung ausgegangen sind und daß sie diesen Motiven nur eine möglichst beschränkte Macht zur Aenderung der gegebenen Verhältnisse einräumen mochten. Alles das war bei Fölkersahm anders.

Waren ihm gleich die ländlichen Einrichtungen Livlands keineswegs fremd geblieben und hatte er, als im Lande geboren, Land und Leute ziemlich gründlich kennen gelernt, so war die Realität der kleinen livländischen Welt doch durchaus nicht die Welt, in der er eigentlich lebte und deren Grenzen mit denen seines Denkens zusammenfielen. Seine Anlage neigte schon früh zur abstracten Speculation, zu bald kritischen bald phantastischen Betrachtungen über die menschliche Natur, ihr Seelen- und Gemüthsleben: die innere Welt des Gedankens war seine Heimat, die Psychologie sein Lieblingsstudium. Seine eigentlichen Studienjahre fielen in die Zeit der Alleinherrschaft der Hegelschen Philosophie und in diese hatte er sich mit ganzer Seele versenkt, nicht sowohl um ihre Schulsaßungen zu ergründen, als um sich ihre großen Grundanschauungen zu assimiliren. Neben der Philosophie war es besonders das Gebiet der Naturwissenschaften gewesen, das ihn angezogen hatte und all' diese Studien waren überwuchert worden durch ein starkes Mittheilungs- und Geselligkeitsbedürfniß, durch den ungestümen Drang, das Leben durchzukosten, es auf sich einwirken zu lassen mit seinen Freuden und seinen Leiden und jenen „Cursum durchzuschmaruzen“ der an der Schwelle des Lebens jedem jungen Faust von unerschöpflichem Reichthum zu sein scheint. — Nur wenn man sich den eigenthümlichen Geist desjenigen Zeitabschnitts vergegenwärtigt, in den Fölkersahms Sturm- und Drangperiode fällt, kann man auch der Anschauungsweise dieses Mannes gerecht werden. Die zwanziger und dreißiger Jahre gehörten noch mehr als die Gegenwart dem Zeitalter der bloßen Privatexistenz an. Auf möglichst reiche und harmonische Entwicklung der Individualität, nicht auf die Erziehung zu bestimmten praktischen Zwecken und zum Dienst eines besonderen Berufs war es bei der damaligen Jugend, besonders der der höheren Stände, abgesehen. Nicht der Staat, die Gesellschaft war es, mit welcher der Jüngling sich zu verständigen und auseinanderzusetzen bestrebt war; der revolutionäre Drang der Zeit wandte sich zunächst gegen die überkommenen gesellschaftlichen Einrichtungen, er fragte mehr noch nach der Berechtigung der Ehe und der Familie als nach den Rechtsgrundlagen der staatlichen Einrichtungen; die eigentlichen Helden des Tages waren die Socialisten. Erst wenn man mit Gott und der Welt, ihren Conventionen und Vorurtheilen fertig war, sollte der Staat an die Reihe kommen. Es war — mit einem Wort — die Blüthezeit des Jungdeuththums, in welche Fölkersahms Entwicklungsjahre fielen und die auf seine Anschauungen bleibenden Einfluß gewonnen hatte. Die

weltschmerzgefüllte Lyrik der Byron und Heine beherrschte die Gemüther, die Köpfe grubelten über der Identität der Vernunft mit der Wirklichkeit, des Denkens mit dem Sein, — die ganzen Menschen hatte die Lehre von der nothwendigen Emancipation des Fleisches und der Emancipation des Weibes in einen wilden Strudel gezogen, aus dem nur Wenige gesund herauskamen.

Bei so bewandten Umständen kann es uns nicht Wunder nehmen, daß unser Landsmann, dessen reiche Natur das Bedürfnis nach voller Theilnahme an den Ideen und Bestrebungen der Zeit mit ungewöhnlicher Stärke empfand, nicht als thatendurstiger praktischer Landwirth oder angehender Ordnungsgerichts-Adjunct, sondern als philosophirender jungdeutscher Lebensvirtuos von seiner Bildungs- und Studienreise in seine Heimat zurückgekehrt war. Föllkersahm war viel zu tief angelegt, um sich an einer bloß oberflächlichen Bekanntschaft mit den Fragen genügen zu lassen, um deren Lösung sich die Besten seiner Zeitgenossen verzweifeln abmühten: was von andern als Modethorheit oder Modeweisheit mitgemacht worden war, hatte ihn bis in die tiefsten Wurzeln seines Wesens erschüttert, konnte darum nicht äußerlich abgestreift, sondern mußte mühsam und allmählig innerlich überwunden werden.

Bei dem Mangel ausführlicher biographischer Nachrichten, sind wir bezüglich des Abschnitts, welcher vor dem Beginn von Hamilear Föllkersahms öffentlichem Auftreten liegt, in noch höherem Grade auf die Tradition und auf das, was er gelegentlich selbst erzählte, angewiesen; eine in Bezug auf die Jahre seiner öffentlichen Wirksamkeit einzige Ausnahme findet zu Gunsten der Zeit kurz vor seiner ersten ausländischen Reise statt. Die Reise war lang ersehnt und erst nach Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten ermöglicht worden. „Die Lerchen saugen das Morgenlied und die Erde öffnete ihre Blumenaugen“ an jenem 29. April 1829, der den jungen Reisenden an das ersehnte Ziel führte. Vorher hatte derselbe in das Album einer ihm verwandten und befreundeten Dame nachstehende, in dem von uns weggelassenen Eingange von ihm selbst als „Unsinn“ bezeichnete Zeilen geschrieben, die trotz ihres humoristischen Gewandes auf die entschieden skeptische und kritische Natur des Schreibers schließen lassen.

„Für die Masquerade auf dem Erdenball erhält jeder sein Einlaßbillet, das er am Eingang vorzeigt und am Ausgang abgiebt. Man nennt es: die Schwächen. — Jeder benützt seine Maskenfreiheit, mancher nur durch Vorzeigen seiner Einlaßkarte. Diese ursprüngliche Masquerade unterscheidet

sich von der Nachahmung im Kleinen so, daß in dieser die Masken, die ihre Rollen so gut spielen, daß man nicht erräth, wer dahinter steckt, die besten sind, — in jener aber die schlechtesten. Wie auf der ersteren ist bei der letzteren eine Stunde bestimmt, in der sich Alle demaskiren, dann müssen sie aber auch den Maskenball verlassen und nur ihre Kleider können zurückbleiben, die sie am Ausgang abwerfen — man nennt diese Stunde den jüngsten Tag. Fortwährend drängen sich Masken zu und Andere wieder ab. Jeder muß sich ein Mal demaskiren, Mancher reißt sich die Maske vor der Zeit ab, Mancher einem Andern. Der große Entrepreneur, Tanz-, Spiel- und Speisevorsteher bestimmt Nichts und ordnet Alles. (Die Vorsteher auf den Nachahmungen bestimmen Alles und lenken Nichts.) Die erbärmlichsten sind die Dominos, die, was sie sind verdecken, ohne etwas Anderes zu werden. Vom Eingang sage ich Nichts — der Ausgänge sind viele, die alle so ziemlich gleich sind. Ihr Portier ist der mit seiner Maske wechselnde Tod und die Wegweiser zu ihm nennt man häufig Nerzte. Die Leidenschaften unterhalten auf ihre Kosten eine Chaussee nach dem Ausgang, auf der man pfeilschnell fahren kann. Sie soll sehr besucht sein. Das Gedränge ist oft arg und Scheiden und Wiedersehen wechseln bis vor den Ausgang, wo ersteres zum letzten Mal geschieht. Man macht sich den Spaß die abgeworfenen Kleider Anderer zu begraben, zu verbrennen oder zu verwahren. — Ich laufe heute weiter und mische mich unter eine andere Gruppe und es ist weder die erste noch, so Gott will, die letzte Trennung. — Mein Vergleich mit dem Leben hat noch eine Aehnlichkeit, die ich erst jetzt bemerke, daß nämlich nur der, welcher ihn erfand und lenkte, den Sinn ganz versteht, während er den Uebrigen als „Unfinn“ erscheint.“

Ein Jahr später schrieb der Jüngling, der mit so keckem Uebermuth in das Leben getreten war, in Berlin einige Sätze nieder, welche ziemlich deutlich beweisen, wie schnell und wie tief das jungdeutsche Wesen auf seine Entwicklung und Weltanschauung Einfluß gewonnen: „Wenn ich sonst einen Menschen lieben oder die Sonne untergehen sah (die schönsten Momente im Leben), so hätte ich Alles weggegeben, um nur einen Menschen glücklich zu machen oder um besser zu sein. Jetzt denke ich bei dem Ersten an das langweilige Ende, bei dem Letzten an das Wetter des nächsten Morgens. Früher konnte ich in jedem Ernst einen Scherz und in jedem Scherz eine ernste Seite finden. Jetzt begnüge ich mich beide zu hören

und zu ertragen. Kurz ich bin vernünftig geworden und werde es auch, so lange ich in Berlin bin, wahrscheinlich bleiben."

So dürftig die vorstehenden Mittheilungen und die auf sie gestützten Schlußfolgerungen sind, so dürften sie doch Jedem, dem es gegeben ist, sich liebend in eine andere Persönlichkeit zu vertiefen, zu dem Eindruck genügen, daß der Mann, von dem hier die Rede ist, wesentlich von allen denen verschieden war, die wir sonst an der Spitze unserer Landesrepräsentation zu sehen gewöhnt sind. Aber ihm war erlaubt, anders zu sein als andere Menschen seines Gleichen, denn er gehörte (um ein Wort seines Lieblingsdichters Schiller anzuziehen) zu den Naturen, welche mit dem Zahlen, was sie sind. Für die Mission, welche er zu erfüllen hatte, war es eher ein Vortheil als ein Nachtheil, daß er aus der Welt seiner eigenen, die Probleme der gesammten Zeitgenossenschaft umfassenden Gedanken in die livländische Realität trat, daß er sich auf die angeborenen, landläufigen Vorurtheile, welche sein Bildungsgang längst abgestreift hatte, gleichsam wieder besinnen mußte, um mit ihnen zu rechnen. Während der Edelmann unserer Provinzen, der sich zu einer freistinnigen Weltanschauung durcharbeiten will, in der Regel damit zu kämpfen hat, von den ihm überkommenen Vorstellungen frei zu werden, hatte Fölkersahm den entgegengesetzten Weg zurückzulegen, er mußte mit seiner Idealwelt brechen. Die Jahre, in denen Andere bereits in eine bestimmte Bahn eingelenkt haben und diese nur zu verfolgen brauchen, verbrachte er außerhalb der livländischen politischen Welt. Als er sich dieser zuzuwenden beschloß, ging er, bereits Familienvater und Gutsbesitzer, noch ein Mal ins Ausland, um sich mit Staatswissenschaften und Nationalökonomie zu beschäftigen, Dingen, die ihn nach der gewöhnlichen livländischen Anschauung, seinem Ziele eher entfernen als nähern mußten. Das Rüstzeug, das er jetzt mitbrachte, war — und das ist bei uns ein Vorwurf — vorwiegend theoretischer Beschaffenheit. Es setzte ihn aber zugleich in den Stand, die Verhältnisse, in welche er jetzt trat, mit einer souverainen Freiheit zu übersehen: die Schranken, an welchen die Uebrigen still standen, weil sie sich nur innerhalb derselben heimisch und sicher fühlten, für ihn waren sie die Eingangsthere in die kleine Welt, außerhalb welcher er bis dazu gelebt hatte. Gleich an der Spitze seines Programms stand ein Gesichtspunkt, der für die Anderen nur ein beiläufiger war und auf den er immer wieder zurückkam: die Stellung Livland und der Ostseeprovinzen zu dem Reich, dem sie angehören. Klarer als irgend Jemand vor ihm

und nach ihm wußte er, daß die Eigenthümlichkeiten unseres baltischen Lebens nur zu conserviren waren, wenn sie eine höhere Culturstufe innerhalb des Reichsganzen bildeten, über das Niveau derselben hinausragten, und daß ein wirklicher Fortschritt bei uns nur möglich sei, wenn die agrarischen Verhältnisse auf sicherer Grundlage ruhten. Während man rings um ihn dem Wahne huldigte, das damals in Rußland herrschende politische System werde von ewiger Dauer sein, wußte Fölkersahm ganz genau, daß die Extreme sich berühren und daß eine Reaction, deren Tragweite nicht zu berechnen war, unausbleiblich sei. Er, dessen humanes Gefühl die Schmach der damaligen ländlichen Zustände ihrer ganzen Schwere nach empfand, konnte unmöglich darüber im Zweifel sein, daß dieselben noch andere Zeugen hätten als die, welche durch die Gewohnheit abgestumpft, die gegebenen Verhältnisse für haltbar und natürlich hielten, und daß eine Zeit kommen müsse, in welcher ein anderer Maßstab an die Dinge gelegt werden würde als der im Rigaer Ritterhause gewöhnliche. Fölkersahm wollte die agrarischen Zustände Livlands nicht nur um ihrer selbst, sondern um des ganzen Landes willen bessern; die Reform von 1849 hatte für ihn eine andere Bedeutung als die einer bloß agrarischen.

Aber nicht nur sein allgemeiner, auch sein specieller Maßstab war ein anderer als der traditionelle. Er fragte nicht sowohl darnach, welche die nächste Stufe sei, auf welche der Landmann zu heben sei, er fragte nach der Stufe, auf welcher der Bauer stehen müsse, um eine Stütze des gesammten Landesstaats, des gesammten öffentlichen Zustandes der Provinz zu werden. Fölkersahm ist häufig genug und mit Gründen von entschiedenem Gewicht der Vorwurf gemacht worden, er habe im Eifer für die Herstellung bäuerlichen Grundbesitzes die Wichtigkeit der Ausbreitung und Befestigung des Geldpachtsystems unterschätzt, das Institut der Erbpachten vernachlässigt. Damals war die Antwort auf diesen Vorwurf schwer zu geben, heute liegt sie auf der Hand: wo wären wir, wenn die Polossenie von 1861 bloß Pächter nicht auch bäuerliche Grundbesitzer vorgefunden hätte und wenn das livländische Bauergesetzbuch von dem Grundbesitz und der Bauerrentenbank Nichts gewußt hätte? Kurland, dessen klimatische und wirthschaftliche Lage ungleich günstiger war, hat volle dreißig Jahre gebraucht, um den natürlichen Uebergang vom Geldpachtssystem zum bäuerlichen Grundeigenthum zu finden, und zwischen 1849 und 1861 liegen bloß zwölf Jahre. Der gewaltthätige Sprung, mit welchem die furchtbare Versäumniß der Jahre 1819 bis 1843 nachgeholt werden mußte, er wäre



von specifisch livländischen Landtagsmännern nimmermehr gemacht worden; es bedurfte der ganzen revolutionären Kühnheit eines Mannes, der nicht „von der Pike auf“ gedient hatte, der vielmehr als Fremder in die alt-livländische Welt trat, um mit den überkommenen Vorstellungen zu brechen und die Zeitgenossen unaufhaltsam mit sich fortzureißen. War das Bauergesetzbuch von 1849 auch weit davon entfernt ein legislatorisches Meisterwerk zu sein, ließ sich an mehr wie einer Stelle desselben nachweisen, daß die Böcher, welche die Gegner in das neue System geschlagen hatten, nur mühsam verkleistert worden waren, und stand außerdem fest, daß das Verdienst der Redaction nicht sowohl Fölkersahm als dem leider allzu früh dahingegangenen Rudolf v. Engelhardt gehörte, — die leitenden Grundsätze dieses Gesetzbuch enthielten einen so vollständigen Bruch mit dem, was bisher für die Grundlage des Verhältnisses der Bauern zum Herrn galt, daß eine Rückkehr der alten Zustände für immer unmöglich gemacht war. Nachdem der „Arbeitspacht“ einmal das Brandmal auf die Stirn gedrückt worden war, das sie längst verdient hatte, nachdem durch die Demarcationslinie ein Theil des Grund und Bodens der unbeschränkten Disposition der Herren entzogen und endlich der bäuerliche Grundbesitz als das Ziel der gesammten Entwicklung klar und deutlich bezeichnet worden war, konnte keine Macht der Erde die Fortdauer der Frohne, die für einen ägyptischen Fleischtopf galt und doch nur Hungerrippe für Bauern und Herren war, ermöglichen. Der einmal in Fluß gekommenen Bewegung konnten wohl Dämpfer aufgesetzt werden — wie erfindertisch man in der Wahl und Construction derselben sein konnte, hat der Landtag von 1856 bewiesen — an der eingeschlagenen Richtung ließ sich beim besten, oder richtiger gesagt, beim schlechtesten Willen nichts mehr ändern. Und darauf kam es wesentlich an: der Nachweis, daß die livländische agrarische Entwicklung in die richtige, zum bäuerlichen Grundbesitz führende Bahn gelenkt sei, daß es für einen Eingriff in dieselbe zu spät sei, — er allein hat uns im Jahre 1861 gerettet, er allein hat den Nachbarprovinzen die Möglichkeit geboten, noch rechtzeitig in den rettenden Hafen zu steuern. Mag immerhin wahr sein, daß der bäuerliche Grundbesitz lange Zeit hindurch bloß auf dem Papier gestanden hat, daß eine sorgfältigere Ausbildung des Geldpacht-systems den Verhältnissen von 1849 mehr entsprochen hätte als der Sprung über das gesammte Pacht-system hinweg, die moralische Wirkung eines grundsätzlichen Bruchs mit den überkommenen Irrthümern ist für Gegenwart und Zukunft wichtiger gewesen als Alles

was auf dem Wege langsamen Uebergangs von einer wirtschaftlichen Stufe zur anderen hätte erreicht werden können.

Man würde aber vollständig in die Irre gehen, wollte man glauben, die Kühnheit und Energie, mit welcher der geniale Mann in bis dazu unerhörter Weise in die bäuerlichen Verhältnisse eingriff, sei nur diesen und damit dem Adel zu Gute gekommen, er habe sich damit begnügt, dem f. g. „Agrarliberalismus“ die Bahnen zu bereiten und das Land im Uebrigen seinen Geschicken überlassen. Vielmehr ist zu constatiren, daß die Reform von 1849 nicht nur dem Adel, sondern dem ganzen Lande ein verloren gegangenes Stück seines guten Gewissens wiedergegeben hat. Zahlreiche Männer aller Stände, welche sich im Unwillen über die Verwahrlosung der ländlichen Zustände, dem öffentlichen Leben des Landes und seinem Vertreter, dem Adel, in nahezu feindlicher Weise abgewandt hatten, sind erst durch ihn versöhnt und dem Glauben an die Solidarität unserer Interessen wiedergewonnen worden. Grade daß er eine andere Sprache redete als die, welche bis dazu unsern politischen Jargon bildete, daß sein Programm auf der Grundlage einer freistündigen Weltanschauung ruhte, bot denjenigen Männern aller Stände, die auf der Höhe westeuropäischer Bildung standen, die Möglichkeit an den Dingen Theil zu nehmen, welche ihnen früher für die ausschließlichen Interessen eines Standes gegolten hatten. Es ist nicht übertrieben, wenn wir behaupten, die durch Fölkersahm in Fluß gebrachte geistige Bewegung habe vielen unserer bürgerlichen Landsleute das Bewußtsein wiedergegeben, daß sie ein Vaterland hätten, daß sie nicht Fremdlinge auf livländischer Erde seien. Vielleicht am nachhaltigsten hat diese Zeit auf das patriotische Bewußtsein der Geistlichkeit gewirkt, welcher durch die verbesserte Lage des Landvolks ein neues Feld der Thätigkeit erschlossen wurde: dem Bauern immer wieder und immer nur predigen zu müssen „Trage dein schweres Joch mit Ergebung, werde besser und klüger“ und sich dabei in der Stille sagen zu müssen: unter den gegebenen Verhältnissen müssen die Ketten und Esen moralisch verkommen — es war für unsere Pastore ein saures Stück Arbeit gewesen! — Männer wie Ferdinand Walter, Otto Müller, Boldemar Petersen und andere Vertreter unseres gebildeten Bürgerthums, sie hätten den Weg zu einer Verständigung mit dem Adel, zu engen persönlichen Beziehungen mit den Vertretern desselben nimmermehr gewinnen, sie hätten den Bruch mit beschränkten Pastoral- und Stadtinteressen nimmermehr wagen und verantworten können, wenn der Landmarschall Fölkersahm keine andere Sprache gekannt hatte als die, in welcher

das Interesse des Adels das A und O ist! Und nicht nur mittelbar, in ganz directer Weise, mit dem klaren Bewußtsein, nur seine Pflicht als „Landmarschall“ zu thun, ist Föllersahm, wo sich irgend dazu Grund und Veranlassung bot, für das gute Recht der übrigen Stände ebenso energisch eingetreten, wie für das des Adels. Bis zu der Höhe der politischen Gesichtspunkte, die für ihn maßgebend waren, haben die ständischen Unterschiede garnicht gereicht. Aristokrat war er in gesellschaftlicher Beziehung und weil ihm Natur und Geburt eine Stellung außerhalb der großen Masse der Menschen angewiesen hatten, — als Politiker hatte er die ständischen Vorurtheile überwunden, schon bevor er in das öffentliche Leben getreten war. Ein Mann, der sich den Begriff des Eigenthums erst gefallen ließ, nachdem er ihm philosophisch gerechtfertigt worden war, der den Werth des Menschen nach dem Maß der von demselben übernommenen Pflichten schätzte, — ein solcher konnte unmöglich einer Klasse von Individuen eine besondere Stellung in seinem Kopf oder Herzen anweisen und den Vortheil dieser über den Vortheil der Gesamtheit stellen. Wie klar und nüchtern Föllersahm über den Adel und dessen Vorzüge und Mängel dachte, ist erst aus den in seinem Nachlaß gefundenen Aphorismen ersichtlich geworden. „In der bürgerlichen Gesellschaft“, so heißt es in einem dieser Blätter, „nimmt, wie in den Gebirgsgegenden, mit der Höhe die kräftige Vegetation ab. Am schönsten ist sie bei mäßiger Erhebung über der Ebene. Der Adel ist der Bewohner der Region, wo die Verkrüppelung der Natur beginnt und aus den Bäumen — Sträucher werden. Die Fürsten sind in der Schneeregion, sie die, wie die Gletscher, mitunter ein prachtvolles Schauspiel darbieten, aber Nichts Anderes erzeugen als Lawinen.“

Ein treues Spiegelbild des Interessenkreises, in welchem der Landmarschall der Jahre 1848—1851 gelebt und gewirkt hatte, bot die Hinterlassenschaft desselben dar. Wer in dieselbe hineinzusehen Gelegenheit gehabt hat, wird gewahr geworden sein, daß ihm Nichts fremd geblieben war, was auf das Wohl des Landes irgend Bezug gehabt hatte. Daß das „Zorkeitsche Manuscript“, der bekannte „Brief an Hrn. J—r, Wohlgeboren“ und andere Memoires über die Rigaer Vorgänge der 40er Jahre nicht fehlten, versteht sich von selbst. Von den Actenconvoluten, welche sich außerdem vorfanden, handelte der Haupttheil von der confessionellen Frage; ein dicker Fascikel trug die Ueberschrift „Angelegenheiten der Stadt Riga“, ein anderer „Interessen der Universität Dorpat“. Kaum Jemand vor ihm,

hat die höhere, patriotische Aufgabe des livländischen Landtags, die Pflichten desselben gegen die heimische Kirche, das alte Recht, die Sprache, die Universität, als den Hort der geistigen Cultur, so nachdrücklich betont, wie Fölkersahm: wer im Lande und seiner jüngsten Geschichte einigermaßen Bescheid weiß, wird sich der Zeiten noch erinnern können, in denen Liberalismus und patriotische Gesinnung identische Begriffe waren und der s. g. „Conservatismus“ weit von dem Anspruch entfernt war, für einen Freund der Universität Dorpat oder eines der andern Träger des deutschen Bewußtseins gelten zu wollen.

Aber nicht nur den verdienten Patrioten und Reformern, den geistreichen Redner und Agitator, auch den Menschen, den Mann, der unsere Sprache redete und von unserem Fleisch und Bein war, haben wir in ihm zu lieben. Stand Fölkersahm auch durch den eigenthümlichen Gang seiner Bildung und gewisse Eigenthümlichkeiten seines vorwiegend speculativen Geistes, außerhalb des Bodens der alt-livländischen, zumal der Adels-Tradition — er war doch Livländer durch und durch, nicht nur mit seiner Gesinnung, sondern auch mit seinem Wesen, seinen Gewohnheiten, seinen Fehlern und Vorzügen. Recht livländisch waren an ihm vor Allem der Hang zur Geselligkeit, die durch seine Bildung beeinflusste Neigung, die Dinge, soweit sie es irgend litten, von ihrer socialen und gesellschaftlichen Seite zu nehmen und zu beurtheilen. Geselligkeitstrieb und geselliges Talent, d. h. die Fähigkeit, alle Lebensinteressen so zu verarbeiten, daß sie nicht um ihrer selbst, sondern zu dem Zweck das gesellschaftliche Behagen zu erhöhen da zu sein scheinen, sind einmal unsere Art, — und wer hätte in reicherm Maß diese Eigenschaften besessen als Hamilcar Fölkersahm! Er gehörte einer Menschenklasse an, die heute im Aussterben begriffen, nirgend ein dankbareres Terrain gehabt hat als in unserem Lande, wo von jeher alle Beziehungen durch die gesellschaftlichen beherrscht wurden: er war Virtuose der Persönlichkeit. Alle die Fähigkeiten, durch welche der Mensch verfeinert, geadelt wird und durch welche er unmittelbar auf die Mitmenschen wirkt, hatte er in sich zur höchsten Vollkommenheit und Meisterschaft entwickelt. Sein Talent für die Unterhaltung war noch bedeutender und ausgebildeter als sein Reduertalent und wie großartig allein dieses war, haben auch von denen, die seine großen Landtagsreden mit angehört haben, die Wenigsten gewußt. Die Gelegenheit zur Anstellung von Vergleichen war damals, wo man nicht reiste, ungleich seltner vorhanden wie heute. Erwähnt sei darum, daß ein unparteiischer,

Föllersjahn nicht persönlich befreundeter Zeuge, der 1847 vom livländischen Landtage direct nach Paris und London reiste, gelegentlich gesagt hat, ein Rednertalent von der fortreizenden Gewalt des Föllersjahmschen sei ihm weder in der französischen Kammer noch im brittischen Unterhause vorgekommen! In einem Lande, das keine Stenographen und keine Tribünen kennt, sind die Früchte desselben nur einem kleinen Kreise zu Gute gekommen und vielleicht auch von diesem nicht seinem ganzen Umfange nach gewürdigt worden. Seine Hauptwirkungen hat Föllersjahn, wie man annehmen möchte, auch nicht durch sein oratorisches Talent, sondern durch seine glänzende Begabung für die Debatte, seine unerschütterliche Sicherheit und Schlagfertigkeit erzielt. Föllersjahms große Reden sind zum Theil schon jetzt vergessen, einzelne seiner Scherz- und Schlagworte leben dagegen noch heute in den Kreisen, welche ihm nahe gestanden, weiter fort. Die Ueberlegenheit und Siegesgewißheit, welche der merkwürdige Mann in allen, auch den schwierigsten Lebenslagen seinen Gegnern gegenüber bewies, ruhte auf einem festeren Grunde als auf dem eines ungewöhnlichen Talents: seine Macht bestand in dem festen und unzerstörbaren Glauben an seine Sache, in dem Bewußtsein, Träger einer großen sittlichen Idee, überhaupt einer Idee zu sein — einem Dinge, von welchem die Mehrzahl seiner Feinde nichts wußte. Von der Höhe dieses Bewußtseins herab konnte er nach der Niederlage von 1851 seine über die Uebermacht der Gegner klagenden Parteigenossen in Wahrheit mit dem oft wiederholten Worte trösten: die Gewalt haben sie wohl, die Macht bleibt bei uns!

Aber nicht nur diese hohen und seltenen Geistes- und Charaktereigenschaften machten Föllersjahn zu dem, was er gewesen: wie bereits oben angedeutet, war er auch in den Dingen Meister, welche herkömmlich in unserm Lande für die Stellung Ausschlag gebend sind, zu der es der Einzelne bringt. Was kam der Liebenswürdigkeit und Grazie gleich, welche der imposante Mann zu entwickeln wußte, wenn er in vertrautem Kreise das *desipere in loco* übte oder beim schäumenden Glase *Moët et Chandon* seiner unerschöpflichen Laune den Zügel schießen ließ? Jene ächt-livländische Gemüthlichkeit und derbe Lebenslust, welche kein Maß und kein Ziel kennt, wenn es sich darum handelt eine gute Stunde „von Grund aus zu genießen“, den flüchtigen Augenblick zu fesseln und über trauliche Abende und Nächte auszudehnen, — ihm war sie im höchsten Grade eigen und er wußte sie durch den Reichtum und Schwung seines Geistes zur Tugend zu adeln. Den trivialsten Dingen wußte er eine interessante und tiefere Seite

abzugewinnen, den trockensten Gesellen ausgiebig zu machen, die feinste und ledernste Gesellschaft zu beleben. Da war nichts Gesuchtes und Geschraubtes, kein Haschen nach Geist und künstlichen Effecten, kein Vordrängen und Geltendmachen der eigenen Persönlichkeit, frei und natürlich strömte ihm das Wort von den Lippen, das Höchste wie das Geringsste wurde in die Discussion gezogen, wie Zufall und Laune es wollten. Nachlässig auf die Couchette zurückgeworfen, gewöhnlich eine Cigarre von ungewöhnlichem Caliber und gefährlicher Stärke zwischen den Zähnen, konnte er stundenlang übermüthige Schnurren, geistreich-kühne Hypothesen oder phantastische Einfälle in buntem Wechsel ausströmen, ohne je zu ermüden oder der Freiheit und dem Behagen seiner Umgebung zu nahe zu treten, das Musterbild eines liebenswürdigen Gesellschafters und guten, unverwüßlichen Kameraden. Unwiderstehlich wußte er Jeden an sich zu fesseln, der eine solche Stunde mit ihm getheilt, einmal von dem Zauber seiner Unterhaltung gekostet hatte. Selbst die Medisance, ohne die es einmal nicht abgeht, wurde, wenn Föllkersahm sich zu ihr herabließ, zu einem höheren Rang erhoben und nie war er hinreißender, als wenn er sich in der drastisch-scherzhaften Charakteristik bekannter Persönlichkeiten und Verhältnisse erging und an diesen eine typische Bedeutung nachzuweisen suchte. Im Kreise vertrauter Freunde zwanglos und anspruchslos, beherrschte er die gesellschaftlichen Formen doch mit der Sicherheit des geborenen Cavaliers. Noch der alten Schule angehörig, war er von ritterlicher Artigkeit gegen die Frauen, von seinem Verständniß für weibliche Grazie und weiblichen Geist, empfänglich für Alles, was das Leben schmückt und zu dessen holdem Ueberfluß gehört. Jene weit verbreitete Anschauung, nach welcher die Frauen eine niedere Species bilden, war seiner ästhetischen Natur durchaus fremd und widerwärtig. Er gehörte auch nicht zu den Männern, welche gegen Frauen nur liebenswürdig sein zu können glauben, wenn sie mit ihnen von saden, unbedeutenden Modedingen reden; sein Respect gegen die Vertreterinnen des schwächeren Geschlechts bestand darin, daß er sie in die höheren Menschheitsideen zu ziehen und an dem Reichthum männlicher Bildung in ihrer Weise Antheil nehmen ließ, auch darin der guten Tradition unserer Gesellschaft getreu und durch sie flegreich.

Selbst seine Art und Weise der Arbeit und der Erledigung von Geschäften war eine autochthone und entsprach den Geist des Landes „wo Jeder der Rechte so viele, der Pflichten so wenige hat.“ Detail und strenge, in Paragraphen ausgeprägte Systematik waren seine Sache nicht und mit

richtigem Tact wußte er für diese Seite der Arbeit die rechten Männer heranzuziehen, von ihnen zu lernen, sie in das entsprechende Fahrwasser zu bringen. Nach Art genialer Leute regellos und in seinen Stimmungen wechselnd, konnte er Tage und Wochen in scheinbarer Unthätigkeit verbringen, bald hinter flüchtigen Hasen und Füchsen herreiten, als ginge ihm nichts über Hörnerklang, Hundegebell und Galettrusen, bald mit guten Gesellen Nächte lang beim Glase sitzen und immer der Letzte auf dem Platz sein, oder in den Studel hunder Geselligkeit untertauchen und trotz der professionsmäßigen unserer Flaneurs und Lebensdilettanten des Lebens äußere Freuden durchkosten. Sammelte er seine Kraft aber, ging er einer ernstern Aufgabe zu Leibe, so that es ihm kaum Jemand an Spannkraft und Fähigkeit gleich und oft genug geschah es, daß seine Schreiber gewechselt werden mußten, ehe er in seiner geistigen Production ermüdete.

Aber der Mensch, wenn er Mensch im wahren Sinne des Worts sein will, muß mehr werth sein als die Summe seiner Leistungen. So bedeutend Fölkersahms geistige Fähigkeiten, so glänzend seine gesellschaftlichen Talente waren, — überboten wurden sie durch den Reichthum seines Herzens, seines Gemüthlebens. Wie tief und innig das Gefühl für Menschenliebe, wie stark das Bedürfniß nach Hingabe an den Nächsten war, das in dieser großen und starken Brust lebte, dafür legen die Fragmente, welche oben mitgetheilt wurden, vollgültigeres Zeugniß ab, als Schilderungen und Be-theuerungen dritter irgend vermöchten. Sei es uns verstattet noch zwei Aussprüche Fölkersahms, welche für seine Stellung zum Menschen und zur menschlichen Natur besonders charakteristisch sind, an dieser Stelle anzuziehen: „Abgesondert vom Menschen selbst kann man nur das Gute und Edle an ihm lieben, mit dem Menschen auch die an und für sich schlechten Eigenschaften. Selbst mit dem uns Widerstrebenden söhnt uns dessen Verbindung mit dem Menschen aus.“ „Man halte sich stets bei andern Menschen und bei sich an die guten Eigenschaften, um die übeln zu bestegen.“ — Der liebe glühende Pantheismus, zu welchem Fölkersahm sich Zeit Lebens bekannt hat, scheint uns mehr noch Ausfluß seiner innersten Natur, als nothwendiges Resultat seines philosophischen Nachdenkens gewesen zu sein. Er war ein aus einem Stück gehauener Mensch, ein Mann, bei welchem Eigenschaften des Geistes und Eigenschaften des Herzens so eng mit einander verbunden waren, daß sich schwer bestimmen ließ, wo die einen aufhörten und die andern begannen, eine ideale Natur, die nach ihren Vorzügen

und Schwächen nur von denen ganz verstanden werden konnte, bei denen sie verwandte Seiten vibriren machte.

Unser Land ist das der tüchtigen Praxis, der wahre Boden für thatkräftige und gesunde, aber beschränkte oder sich selbst beschränkende Naturen. Die Männer, denen wir das Meiste zu danken haben, waren muthige, unverdrossene Empiriker, die in den gegebenen Verhältnissen groß geworden, sich mit den Schranken derselben absanden, schließlich diese Schranken vergaßen und grade darum im Stande waren, ihren nächsten Aufgaben unverdrossen, muthig und mit einer Art von Behagen nachzugehen. Ueber den Provinzialismus hinausgehen, mit der Perspektive auf allgemeine Humanitätszwecke arbeiten, wurde und wird ihnen meist zum Unheil: sie verlieren die Frische und das Selbstvertrauen und werden der natürlichen Empfindung derer entrückt, mit denen sie zu rechnen haben, in deren Kreise sie einmal leben müssen. Von der Blässe der Theorie auch nur angekränelt zu sein, ist nächst der Uredlichkeit der schlimmste, mindestens der gefährlichste Vorwurf, der Einem in Liv-, Est- oder Kurland gemacht werden kann; Idealismus und Bücherweisheit gelten hier für die Todsünden des Politikers. Praktisch, wo möglich nur praktisch sein, ist die Hauptsache die von einem öffentlichen Charakter verlangt wird.

Alle diese Voraussetzungen treffen bei Fölkersahm zu. So wenig ihm abgesprochen werden kann, daß er sich auf den Boden der gegebenen Verhältnisse stellte und höchst greisbaren und praktischen Zielen nachging — die ideale, philosophische Stellung, die er zur Menschheit einnahm, war der Ausgangspunkt seiner öffentlichen Thätigkeit; die Welt jenseits der Hafen, Buschländereien und Lostreiberstellen blieb seine wahre Heimat. Daß ihm das in gewissen Kreisen niemals verziehen worden ist und niemals verziehen werden wird, finden wir in der Ordnung. Die Eigenthümlichkeiten seiner Natur, das Anderssein als andere Menschen und andere Livländer darf aber nicht ausschließen, daß sein Name in dem Lande unvergessen bleibt, dem er so große Dienste erwies und mit dem er, trotz jenen Eigenthümlichkeiten, so innig verwachsen war. Ja, mit Stolz mögen wir uns dessen brühen sein, daß ein Mann von so großen, die Verhältnisse überragenden Eigenschaften wie Hamilcar Fölkersahm auf livländischer Erde Platz gehabt und humane Bestrebungen, die den Einen eine Thorheit, den Andern ein Verbrechen waren, durchzusetzen vermocht hat.



## Die Bildung des Kaufmanns und das Studium der Nationalökonomie.

—  
Zwei Vorträge gehalten im Gewerbeverein zu Riga.

### II.

#### Die Nationalökonomie als Grundlage des Studiums für den Kaufmann.

In meinem ersten Vortrage stellte ich den Satz auf, das kaufmännische Studium müßte auf einer ebenso tüchtigen nationalökonomischen Grundlage, als das Studium in den andern Abtheilungen des Polytechnikums auf einer naturwissenschaftlichen basiren. Diesen Satz habe ich in meinem heutigen Vortrag Ihnen weiter auszuführen.

Wir stehen vor der Frage, was ist denn eigentlich diese Nationalökonomie für eine Wissenschaft? Ob irgend eine Frage eine nationalökonomische ist, das wissen Viele zu beantworten, welche doch sehr verlegen sein würden, wenn sie definiren sollten, was Nationalökonomie ist. Ganz kurz und ganz einfach läßt sich das auch nicht leicht sagen, eine Definition der Nationalökonomie ist im Kurzen ebenso schwierig als die Definition irgend einer andern Wissenschaft, dennoch kann ich Ihnen den etwas verwickeltsten Satz nicht ersparen.

Nationalökonomie oder Volkswirtschaftslehre ist die Darstellung aller auf die einfachsten Grundbegriffe zurückgeführten Mittel, durch welche die in irgend welchem Verkehr mit einander lebenden Menschen sich die Güter zu erwerben streben, welche sie zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse begehren,

und die Darstellung der natürlichen Gesetze, nach denen dieses Streben zu erwerben sich vollzieht.

Diese Definition kann Ihnen schwerlich sogleich im Gedächtniß hängen geblieben und noch weniger ganz von Ihnen gefaßt worden sein, allein als das Wichtigste wird Ihnen sich eingeprägt haben, das Streben der Menschen zu erwerben. Dieses Streben nach Erwerb ist eine sehr wichtige Seite des Menschen, wenn auch die andere, die Zwecke, uns weit höher steht, als die Mittel solche Zwecke zu erreichen. Diese Zwecke des Menschen gehen die Nationalökonomie nur so weit an, als darnach die Mittel sich richten müssen. Ja sogar diese Mittel für die Zwecke des Menschen, d. h. die Güter selbst, interessieren die Nationalökonomie nicht speciell, sondern nur die Mittel, durch welche wir diese Güter erlangen können, und die Gesetze, nach denen dieses Streben sich vollzieht. Also die Lehre von den Mitteln des Erwerbes und die Lehre von den Gesetzen des Erwerbes. Indessen nicht nur der wirkliche Erwerb, sondern schon das bloße Streben zu erwerben gehört hierher, mag dieses Bestreben von Erfolg gekrönt sein oder nicht, ja gerade das mißglückte Streben bildet einen wichtigen Theil der Nationalökonomie, die Rückseite derselben, die Armuth. Die Tagseite ist der Reichthum. So nennt denn auch der Vater der nationalökonomischen Wissenschaft, der Schotte Adam Smith, sein erstes System der Nationalökonomie eine „Untersuchung über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums“. Dieses Werk ist im Jahre 1776 erschienen. Sie sehen daraus, daß diese Wissenschaft noch eine sehr junge ist, sie hat noch nicht einmal den hundertjährigen Geburtstag gefeiert. Adam Smith nennt sein Werk eine Untersuchung über den Nationalreichthum, und auch wir reden von dem Erwerbe der Menschen, welche mit einander im Verkehr stehen. Der Gegensatz wäre die Lehre von dem Erwerbe derer, die isolirt, vereinzelt, als lauter Robinsons wirthschaften, und in der That sind die verschiedenen Robinsonaden die trefflichste Folie für die Nationalökonomie, um den Vorsprung beurtheilen zu können, den die Menschen im Verkehr untereinander, vor denen voraus haben, die isolirt leben müssen, welcher Vortheil um so größer ist, je weiter der Verkehr nicht nur Individuum mit Individuum, Stadt mit Land, sondern auch die verschiedenen Länder mit einander verbindet.

Fragen wir nach den Mitteln des Erwerbes, so ist das eine Mittel dasselbe, welches auch den isolirt lebenden Menschen zu Gebote steht, die

Production, das andere aber ein solches, welches nur aus der Verbindung der Menschen unter einander erwächst, also gerade der Verkehr.

Production ist jedes Schaffen von Brauchbarkeit oder von Werth, einerlei ob man den geschaffenen Werth äußerlich an einem Producte wahrnimmt. So schafft, um nur ein Nabellegendes zu nennen, der Handel Werth, auch wenn er an den Gütern äußerlich nichts ändert. Der geschaffene Werth ist ersparte Mühe, ersparte Zeit, also erspartes Geld.

Das eine Mittel des Erwerbes, die Production, sagte ich, soll das gleiche sein, ob der Mensch isolirt lebt oder nicht. Das lautet sonderbar, ja wie klingt es Ihnen denn aber, wenn ich sogar behaupte, dem Menschen stehen, äußerlich betrachtet, nur dieselben Mittel der Production zu Gebote, mag er allein auf eine Südseeinsel verschlagen sein, oder mag er in einer großen Metropole wohnen? Dieser Satz ist wahr, aber nur im allgemein ökonomischen nicht im technischen Sinne, also nur, wie die Definition verlangt, wenn wir die Mittel der Production auf die einfachsten Grundbegriffe zurückführen. Dieser Grundbegriffe oder Elemente der Production sind für die Wirthschaftslehre nur 4, also bedeutend weniger als in der Chemie mit ihren 60 bis 70 Elementen. Diese 4 Elemente in aller Production sind: 1) Naturkräfte außerhalb des Menschen; 2) Stoffe, welche von diesen Naturkräften geschaffen sind, Naturstoffe oder Naturproducte; 3) Kräfte im Menschen, Arbeit und 4) Güter, welche von den Menschen geschaffen sind, Arbeitsproducte oder, wie sie als Mittel der Production heißen, Capitale. Aus eins dieser Viere: Naturkräfte, Naturstoffe, Arbeit und Capitale, können wir alle Mittel der Production stets zurückführen. Wenden wir uns ein wenig der Betrachtung dieser einfachsten Productionsmittel zu, es wird die Nationalökonomie als eine eigene Wissenschaft charakterisiren.

Von den Naturkräften und Naturstoffen interessiren den Nationalökonomien meistens die wichtigsten Kräfte nicht, welche an jedem Ort zu jeder Zeit wirksam sind, die Centripetal- und Centrifugalkraft, die Cohäsion, die chemische Verwandtschaft, ebenso auch nicht die Naturproducte, welche überall sich finden.

Die Naturkräfte und deren Producte, die Naturstoffe, werden für den Nationalökonomien erst ein Gegenstand der Untersuchung, wenn sie nur an gewissen Orten und zu gewissen Zeiten vorhanden sind, und ebenso wenn sie überhaupt nur in beschränkten Quantitäten vorkommen. So hat die Nationalökonomie ganz andere Eintheilungen der Naturproducte als die

Naturwissenschaft; beispielsweise gehören der Nationalökonomie in dieselbe Kategorie die Steinkohlen und die Metalle, weil beide, von jetzt nicht mehr thätigen Kräften geschaffen, folglich in begrenzter Menge vorhanden, erschöpft werden können; ebenso Torf und Guano, weil beide wirtschaftlich betrachtet auch erschöpflich sind, denn das Wenige, was neben den seit Jahrhunderten und Jahrtausenden aufgehäuften Schätzen jedes Jahr an Torf und Guano neu producirt wird, hat wirtschaftlich kaum Bedeutung, wie sich sogleich zeigen würde, wenn wir mit dem Jahresproduct uns begnügen müßten.

Allein nicht nur die Beschränkung der Masse nach und die Erschöpflichkeit ist dem Nationalökonomem wichtig, sondern auch und sogar noch mehr die Gebundenheit gewisser Kräfte und Stoffe an Ort und Zeit, weil darnach Ort und Zeit der Production sich richten muß. Sie werden diesem Bestimmungsgrund der Production sogleich wieder begegnen.

Fast Nichts liefert die Natur dem Menschen zu seinem Unterhalt ohne Thätigkeit von seiner Seite; jede Thätigkeit des Menschen, welche auf Erwerb gerichtet ist, nennt der Nationalökonom Arbeit, nicht ganz übereinstimmend mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauch. Das Besteigen eines Berges ist nach dem vulgären Sprachgebrauch für den Vergnügungsreisenden eine rechte Arbeit, für den diese Bewegung gewohnten Führer durchaus nicht; nationalökonomisch ist es gerade umgekehrt, für den Führer eine Arbeit und nicht für den Reisenden, denn beim Ersten ist es eine auf Erwerb gerichtete Thätigkeit, beim Zweiten nicht. Unter den Begriff der Arbeit fällt jede auf Erwerb gerichtete Thätigkeit, vom Lastentragen bis zur Thätigkeit des Gelehrten und des Staatsmanns.

Wie die Kräfte der Natur für die Production nicht genügen, so thun es auch die Stoffe nicht, sondern der Mensch muß Producte herstellen, mit denen er seine bisher wenig wirksame Arbeit unterstützt. Jedes Product des Menschen, das derselbe nicht direct zur Befriedigung seiner Bedürfnisse, sondern zur weiteren Production verwendet, ist ein Capital.

Aus einer Combination der Naturkräfte und Arbeit mit den Producten der Natur und den Producten der Menschen, dem Capital, setzt sich die ganze Production zusammen.

Diese Combination ist schon eine sehr mannigfaltige, wenn jeder Mensch für sich allein producirt, wie aber kann erst die Combination gesteigert werden, wenn der Mensch aus dieser Isolation in den Verkehr tritt! Hier erwachsen eine Reihe neuer Mittel der Production, welche wir die der Verkehrswirtschaft eigenthümlichen Productionsmittel zu nennen haben.

Es sind nicht neue Natur- oder Menschenkräfte, nicht neue Natur- oder Menschenproducte, sondern nur neue Combinationen der alten.

Das erste dieser großen Mittel ist die Arbeits- und Capitaltheilung, welche jedem Menschen nur eine einzige oder wenige Productionen zuweist und ihm damit zugleich gestattet, sein Capital auf diese wenigen Productionen zu concentriren, statt wie früher in allen möglichen Productionen zu zersplittern.

Das andere der großen Mittel steht damit im genauen Zusammenhang, es ist die Arbeits- und Capitalvereinigung. Dieser Ausdruck ist weniger verständlich als der der Arbeitstheilung. Er will folgendes besagen. Bei einer bis auf die Fabrication nur eines Theiles von einem Theil eines Productes getriebenen Arbeitstheilung würde eine solche Menge von Unbequemlichkeiten durch immerwährenden Verkauf der Productstheile an einen anderen Theilensproducenten entstehen, daß die Vortheile der Arbeitstheilung bald dadurch aufgewogen würden; die Arbeitstheilung würde also schnell ihre Grenze finden. Diese Grenze wird weit hinausgelegt, wenn man mit der Arbeitstheilung die Arbeitsvereinigung verbündet, d. h. wenn man nicht Product gegen Product verkauft, sondern wenn man die Arbeit kauft, also die Arbeit anderer Menschen unter sich vereinigt; die vielen Tausche der unfertigen Producte werden dadurch auf wenige reducirt, ganz abgesehen von den Vortheilen, welche aus einer einheitlichen Dirigirung der Arbeiten erwächst. Wenn Jemand die Arbeit vieler vereinigt, so muß er dazu auch das Capital vieler vereinigen, da eine gewisse Arbeit immer eine entsprechende Menge Capital verlangt, und der Einzelne nicht stets so großes Vermögen besitzt. Wer Arbeit kauft muß auch Capital leihen, oder wie der nationalökonomische Ausdruck lautet, Capitalzungung kaufen. Eine Erweiterung der Geschäfte findet bei Arbeits- und Capitaltheilung, verbunden mit Arbeits- und Capitalvereinigung, ihre Grenze erst in der Menge von Arbeit, welche der Unternehmer noch übersehen, und in der Menge von Capitalien, die er leihen kann, d. h. in dem Credit.

Endlich fehlt uns aber noch das wichtigste und nur im Verkehr mögliche Mittel der Production, die Concurrenz der Käufer unter einander und der Verkäufer unter einander. Wenn Jeder nur ein bestimmtes Product macht für sich und Andere, so müssen bei einer großen Anzahl von Menschen nicht nur Einer sondern Mehrere dasselbe Product machen. Jeder sucht dann sein Product an die Andern abzusetzen, d. h. die Producenten machen mit demselben Product einander Concurrenz auf dem Markt. Diese

Concurrenz nun, welche die Nationalökonomien so preisen als Hülfsmittel der Production, ist der Schrecken vieler Producenten, aber immer nur der schlechten, d. h. derjenigen, welche fürchten, daß Andere ihnen siegreich Concurrenz machen, während die guten Producenten hoffen, daß sie Anderen siegreich Concurrenz machen werden. Furcht vor Concurrenz durch andere Menschen oder durch andere Länder ist immer ein schlechtes Zeichen für die Industrie dieses Einzelnen oder dieses Landes.

Daß es für Jeden als Producenten angenehmer wäre, unter sonst gleichbleibenden Umständen keine Concurrenz zu haben, unterliegt keinem Zweifel, die anderen Umstände können aber nicht gleich bleiben, sondern so viel als jeder Verkäufer dadurch gewinnen würde, um mindestens ebenso viel würden alle Consumenten oder alle Käufer verlieren; jedem Producenten gegenüber freilich nur wenig, aber allen zusammen gegenüber sehr viel. Wenn nun Jeder als Producent keine Concurrenz hat, so kann auch Keiner als Consument der Concurrenz von Verkäufern sich erfreuen, so viel er also auf der einen Seite aus dem Mangel an Concurrenz Nutzen zieht, ebenso viel Schaden fügt ihm der Mangel an Concurrenz auf der andern Seite zu. Selbst also wenn der Staat die Production so vertheilen könnte, daß Jeder als Producent eine bestimmte Menge von Consumenten zugewiesen bekäme, die er ausfangen könnte, würde jeder Producent als Consument ebenso wieder so und so vielen anderen Producenten als Beute zum Ausfangen hingeworfen. Besser stände sich Keiner als bei freier Concurrenz. Augenblicklich hätte Keiner einen Vortheil aus dem Wegfall der Concurrenz, aber es würde auf die Dauer ein unsägliches Schaden gestiftet, denn jeder Sporn zum Fortschritt würde genommen, Alles würde in Schlandrian verfallen. Die Noth ist die Mutter der Erfindungen, die Menschen erstarren geistig und körperlich nur im Kampf mit einander. Der Wunsch nach Beschränkung der Concurrenz ist ebenso thöricht, wie der, daß die Natur dem Menschen ihre Gaben mühelos gäbe, jeder Fortschritt würde dadurch vereitelt. Sehen Sie doch nur die Tropenländer an, in denen die Frucht dem Menschen in den Mund wächst, sie stehen noch fast auf derselben Culturstufe wie vor Tausenden von Jahren, und soweit sie höher stehen, ist ihnen die Cultur von außen hineingetragen, von Völkern, welche im Kampf mit der Natur erstarret sind. Vom ökonomischen Standpunkte ist die Herausbildung des Menschen aus irgend welchen niedriger stehenden Thierstufen im Kampfe um die Existenz völlig erklärlich, und ebenso ist jeder Fortschritt das Resultat von Kämpfen oder, wirtschaftlich ausgedrückt,

von Concurrrenz. Nur durch die Concurrrenz der Kräfte wird Harmonie geschaffen. Gehen Sie gleich zum äußersten Fall. Was wäre unser Planetensystem, wenn nur die eine Kraft der Massenattraction, die Schwerkraft herrschte? Wir wären ein Klumpen. Was wäre unser Planetensystem, wenn nur das Gesetz der Trägheit herrschte, d. h. wenn jede angefangene Bewegung in derselben Richtung immer fort dauerte? Wir wären zerstreut in alle Winde.

Hier wie überall entsteht Harmonie durch Concurrrenz von Kräften, und wenn Bastiat mit Recht behauptet, alle berechtigten wirthschaftlichen Interessen sind harmonisch, so ist das nur unter Voraussetzung der Concurrrenz.

Wir haben so die eine Seite des Erwerbes kennen gelernt, die Production, d. h. das Schaffen von irgend welchen Werthen. Die Ergänzung zu dieser Seite des Erwerbes, irgend etwas zu erwerben, ist gerade diejenigen Güter zu erwerben, welche man consumiren will. Das Mittel dazu ist einfach, eben der Verkehr in seinen vier Formen. Die gewöhnlichste Form des Verkehrs ist der Tausch, das Hingeben eines Gutes gegen ein anderes gleichen Tauschwerthes, gewöhnlich in der Form des Kaufes und Verkaufes, d. h. so daß das eine Tauschobject immer Geld ist. Die zweite Form ist gemeinsame Production zu gemeinsamem Genuß, Association, in vollster Consequenz als Communismus. Die dritte Form ist das Schenken, d. h. freiwilliges Hingeben eines Gutes ohne Gegenwerth zu erhalten, die vierte Form ist der Raub, d. h. Nehmen ohne Gegenwerth zu geben. Ein anderer Erwerbsverkehr als in diesen vier Formen oder in einer Combination von mehreren Formen ist nicht denkbar.

So haben Sie die Mittel des Erwerbes, die Production mit den vier Mitteln aller Production, Naturkräfte, Naturstoffe, Arbeit und Capital, und dann die Mittel der Production beim Verkehr, Arbeits- und Capitaltheilung, Arbeits- und Capitalvereinigung und Concurrrenz, sodann den Verkehr mit seinen vier Formen, Tausch, Association, Schenken und Raub. Aus dem Wirken dieser Kräfte auf diese wenigen Stoffe und zwar bald aus dem Zusammenwirken, bald aus dem Gegeneinanderwirken derselben, ergiebt sich die reiche Mannigfaltigkeit der tausend und aber tausend wirthschaftlichen Erscheinungen.

Es ist ein allgemeines wissenschaftliches Axiom, daß die gleiche Ursache stets die gleiche Wirkung hat, jeder Ausdruck für eine solche Gleich-

förmigkeit der Wirkung wegen Gleichförmigkeit der Ursache, nennen wir ein Naturgesetz.

Diese Naturgesetze zu finden und womöglich zu erklären, ist die wissenschaftliche Aufgabe der theoretischen Nationalökonomie, die Aufgabe der praktischen Nationalökonomie ist es dann, die Kräfte so zu combiniren, daß sie nach den bestimmten Gesetzen eine bestimmte gewünschte Endwirkung hervorbringen.

Ich kann unmöglich auch nur annähernd Sie mit diesen Gesetzen heute bekannt machen, ich kann Ihnen nur die Gesichtspunkte geben, von denen aus wir die Gesetze aussuchen.

In erster Reihe stehen die Gesetze des Verkehrs, namentlich in der Hauptform des Tausches. Welche Kräfte bestimmen nach gewissen Gesetzen den Preis der Güter, der Arbeit und der Capitalnutzung?

Unter den Kräften steht oben an das Bestreben aller Verkäufer, so theuer als möglich zu verkaufen, und das Bestreben der Käufer, so billig als möglich zu kaufen. Diese stehen einander diametral entgegen; sie heben einander also gewissermaßen auf: man kann nur zu einem mittleren Preise kaufen und verkaufen. Daneben aber laufen zwei verschiedene Bestrebungen beider, nämlich das Bestreben des Verkäufers: möglichst viel verkaufen und das des Käufers: möglichst viel kaufen zu können. Eine Combination beider Bestrebungen ergibt beim Verkäufer das Bestreben möglichst großer Gesamteinnahmen, beim Käufer möglichst geringer Gesamtausgaben. Fast überall stehen einander gegenüber mehrere Verkäufer und mehrere Käufer. Jeder Verkäufer will möglichst viel zu möglichst hohen Preisen absetzen, muß sich aber entschließen, möglichst niedrige Preise zu stellen, damit er seine Verkaufconcurrenten aus dem Felde schlägt. Der Käufer, welcher möglichst viel möglichst billig kaufen will, muß sich entschließen, möglichst hohe Preise zu zahlen, damit er seine Kaufconcurrenten aus dem Felde schlägt. Das erstere geschieht um so mehr, je größer das Angebot der Verkäufer ist, das letztere um so mehr, je größer die Nachfrage der Käufer. Je mehr durch irgend eine Constellation die Verkäufer eine Zeit lang gewinnen, um so mehr werden nachher eine Zeit lang die Käufer gewinnen, denn in das gute Geschäft wendet sich schleunigst so viel Arbeit und Capital, daß das Angebot die Nachfrage übertrifft. Waren hingegen die Verkäufer eine Zeit lang im Nachtheil, so kommen sie später eine Zeit lang in Vortheil, denn das Capital und die Arbeit



zieht sich so lange von jenem Geschäft zurück, bis das Angebot hinter der Nachfrage zurückbleibt.

Ein hoher Gewinn der Verkäufer hat immer darin seinen Grund, daß der Preis einer Waare die Produktionskosten weit übertrifft, ein Verlust hingegen darin, daß der Preis die Produktionskosten nicht erreicht. Der Preis steht höher als die Produktionskosten, wenn das Angebot zu gering, niedriger, wenn das Angebot zu groß ist. Zu großes Angebot einer Zeit bedingt ein zu kleines in der Folgezeit und umgekehrt; der Preis steht bald über, bald unter den Produktionskosten oder die durchschnittlichen Produktionskosten sind die Linie, um welche die Preise beständig gravitiren. Der durchschnittliche Preis ist in einem unendlich langen Zeitraum gleich den durchschnittlichen Produktionskosten, d. h. gleich der zur Production verwandten Arbeit und dem aufgewandten Capital sammt Zinsen.

Außer diesen Bestimmungen des Preises existirt bei vielen noch eine äußerste Grenze nach unten, nämlich 0, und eine äußerste nach oben, nämlich der Gebrauchswert des Gutes. Allein beide Grenzen brauchen wir nicht: die oberste nicht, denn wir haben eine andere Maximalgrenze weit ehe die des Gebrauchswertes erreicht wird, nämlich den Punkt, auf welchem das Angebot zu einem gewissen Preise keine gleich große Nachfrage mehr finden würde. Den Gebrauchswert dennoch als Maximalgrenze aufstellen, wäre z. B. mit dem Satz zu vergleichen, daß kein Berg in Hochalpen 100,000' hoch ist, während er schon eine viel frühere Maximalgrenze haben. Die unterste, die Minimalgrenze 0, kann allerdings erreicht werden, allein auch hier ist meistens das Minimum schon da erreicht, wo das Angebot zu einem so niedrigen Preise erfolgt, daß die Nachfrage das ganze Product verbraucht. Bei diesen Bestimmgründen des Preises geht die Nationalökonomie, mag sie es eingestehen oder aus falscher Scham leugnen wollen, immer von der Voraussetzung aus, daß im Erwerbleben der Mensch nur von seinem mehr oder minder kurzfristigen Eigeninteresse geleitet wird. Das finden wieder viele Leute schrecklich: der Mensch werde nicht nur durch sein Eigeninteresse, sondern auch durch die Nächstenliebe bestimmt. Ganz sicherlich, das Gegentheil wäre auch sehr traurig; allein die Sätze, welche man darauf baut, sind eben nur hypothetische: „Wenn der Mensch nur sein Eigeninteresse wahren läßt, dann ist das und das die Folge. Oder: das Eigeninteresse des Menschen hat unter sonst gleichen Umständen die und die Wirkung auf den Preis. Oder endlich: das

Eigeninteresse des Menschen strebt oder hat die Tendenz, das und das zu bewirken. Auf der andern Seite stellen wir ebenso folgende Tendenzen auf: Die Nächstenliebe, der Gemeinfinn strebt dahin, dem Nächsten möglichst viel zu möglichst niedrigen Preisen zu geben, aber ebenso strebt er dahin, möglichst wenig von Andern zu nehmen und zwar zu möglichst hohen Preisen. Wenn wir die Wirkungen der menschlichen Neigungen aufspüren wollen, dann müssen wir jede Neigung von der andern isoliren und für sich allein betrachten, sonst kommen wir zu nichts als zu vagen Fabeln oder zu eiteln Selbsttäuschungen; wer seinen Gemeinfinn immer an die große Glocke hängt, thut das meistens, um eine schlechte Geschäftsführung zu bemänteln. Und blicken Sie in die Wirklichkeit! Hand auf's Herz — bilden sich die Preise mehr nach der Eigenliebe der Menschen oder nach der Nächstenliebe? Daß die Preise, durch Eigenliebe bedingt, auf die Dauer nach den Productionskosten sich richten, wird leicht auch statistisch mit schlagender Kürze nachgewiesen werden können.

Die Nächstenliebe, der Gemeinfinn geht nicht den Menschen an in seiner Qualität als erwerbendes Wesen, das sich die Mittel für seine Zwecke schafft, sondern als genießendes Wesen, das seine Zwecke erfüllt. Wenn Jemand aus Mildthätigkeit freiwillig unter dem Werth verkauft, dann hat er den Minderwerth, d. h. soweit er geschenkt und nicht getauscht hat, eigentlich aus seinen Genußgütern, aus seinem Vermögen auf das Geschäft zu übertragen, denn streng genommen hat er hier zweierlei vermischt: eine Erwerbshandlung, einen Tausch und eine Genußhandlung, eine Schenkung. Schon ein alter Niederländer, de la Court, sagt: „als Kaufmann ist man nicht mehr zu Almosen verpflichtet wie jeder andere als Mensch; Almosen hat mit Kaufmannschaft nichts gemein“

Zu entwickeln, in welchen Varietäten diese wenigen einfachen Ursachen nur durch verschiedene Combinationen die verschiedenste Preisbewegung für verschiedene Waaren zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten als Wirkung hervorrufen, würde mich hier zu weit führen, ebenso die Auseinandersetzung, wie der Preis der Arbeit, der Lohn, ja selbst der Preis der Capitalnutzung, der Zins, sich nach denselben Gesetzen gestaltet. Ich muß von diesen Gesetzen des Verkehrs zu einer zweiten Gruppe von Gesetzen eilen — zu den Gesetzen der Production. Ich pflege diese Gesetze der Production hinter die des Verkehrs zu stellen, weil diese Productionsgesetze im größeren Verhältniß vom Preis abhängig sind als der Preis von den Productionsgesetzen.

Die Fragen sind hier folgende:

Welche Wirkung übt die Consumption auf die Production, welche Wirkung übt die Beschränkung gewisser Stoffe und Kräfte an gewisse Zeiten und Orte auf die Production, und welche Wirkung übt der Preis gewisser Kräfte und Stoffe auf die Production? Ein weites Feld der Betrachtung.

Practisch ausgedrückt würde die Fragestellung lauten: was soll man produciren, wann soll man produciren, wo soll man produciren und wie soll man produciren mit den Combinationen, welche sich daraus ergeben.

Für den Einfluß der Consumption auf die Production sind hier zwei einfache scheinbar triviale Sätze maßgebend: Man kann nichts consumiren, was nicht producirt ist, und man soll nichts produciren, was nicht consumirt werden wird. Consumption und Production bedingen sich gegenseitig. Aber der Mensch hat selbst bei dem klarsten Blick in die Bedürfnisse der Menschen nicht immer die Gewalt, die Production denselben anzupassen. Bei allen von den Witterungserscheinungen abhängigen Producten ist er nicht Herr der Natur; der fast allgemeine Nothstand dieses Jahres selbst in civilisirten Ländern ist ein trauriger Beleg dafür. Der Mensch ist aber nicht einmal Herr seiner selbst, sein Blick über die Consumption, von der die Production auf die Dauer abhängt, wird periodisch verdunkelt. Fast alle Welt producirt zu viel, es tritt eine sogenannte Ueberproduction ein und als Folge die sogenannten Handelskrisen, welche wie Gewitter die Geschäftslust reinigen, aber nicht ohne viele Opfer zu fordern. Der Gesetzmäßigkeit in dieser Erscheinung nachzuspüren, ist eine der fesselndsten Aufgaben in der Nationalökonomie.

Wie ich oben bemerkte, daß für die Production gewisse Naturkräfte jeweilig ihren Dienst versagten, ohne daß wir im Stande wären uns vor solchen Zeiten im Voraus zu wahren, ebenso sind auch andere Kräfte regelmäßig an bestimmte Tages- und Jahreszeiten gebunden und verlangen unerbitlich, daß der Mensch seine Production darnach regle. Natürlich ist diese Abhängigkeit von der Zeit um so größer, je mehr die Production im Freien vorgenommen wird. Ich erwähne die Gebundenheit der landwirtschaftlichen Arbeiten an die warme Zeit, aber auch nach einer sehr weisen Natureinrichtung die ergänzende Gebundenheit der Waldarbeiten an den Winter, da das Holz nicht im Saft steht, da der Schnee die jungen Pflanzen gegen die Bäume, welche unter den Schlägen der Art fallen, schützt und den Transport ermöglicht. Ich erinnere für Riga an die traurig

lange Winterzeit, welche den Handel andern Seestädten gegenüber so lange benachtheiligt, bis es sich in Libau einen Winterhafen schafft.

Ganz kurz will ich hier nur die vor Allem wichtige Gebundenheit der Production an bestimmte Localitäten andeuten, deren Ursache die Gebundenheit gewisser Kräfte und Stoffe ist. Praktisch ausgedrückt wäre dies die Frage vom natürlichen Standort der Production. Welchen Gesetzen folgt die Anlage der verschiedenen Räumlichkeiten in einem Wohnhause, in einer Fabrik, in einem Schiffe? Welche Gesetze bedingen die Gruppierung der landwirthschaftlichen Producte um den Gutshof? Was fesselt die verschiedenen Handwerker einer Stadt an bestimmte Stadttheile, Straßen und Straßenecken? Welche Gründe bestimmen die Gruppierung der verschiedenen Erwerbszweige um eine Stadt, als ein Centrum der Consumtion? Was erzwingt die Anlage von Fabriken in bestimmten Gegenden eines Landes und was endlich bedingt die Haupterwerbszweige eines ganzen Landes? Statt der Frage nach dem natürlichen Standort aller Production können Sie den Gegenstand auch bezeichnen als die Frage der localen Arbeitstheilung.

Endlich bleibt noch die vierte große Hauptgruppe der Gesetze nach: wie wirkt der Preis der verschiedenen Productionsmittel, der Güter, der Arbeit und der Capitalnutzung auf die Production? Welche quantitative Mischungen aus diesen Productionsmitteln sind in der Production jedes Ortes, jeder Zeit und jedes Fabrikanten die richtigsten, weil billigsten? Es ist der Widerstreit der technisch besten Production mit der wirtschaftlich rentabelsten.

Aus diesen reichen Gebieten ökonomischer Fragen will ich Ihnen nur Eins anführen, das in neuerer Zeit besonders ventilirt ist, es ist die Frage des s. g. Raubbans, welches Gespenst zuerst in dem sagenreichen Bergbau spuckte, dann namentlich von Liebtz auf den Ackerbau übertragen wurde und mit demselben Recht oder Unrecht auch auf den Waldbau, auf den Häuserbau Anwendung findet. Richtiger als mit dem eine Anklage enthaltenden Wort Raubbau wird dieser höchst wichtige und interessante Streit als der der Intenstität und Extenstität der Production bezeichnet. Was die Extenstität und Intenstität bedeutet, sehen Sie schon daraus, daß die genannten Productionen alle von einem Flächenraume der Erdoberfläche oder einem cubischen Raum des Erdinnern im hohen Grade abhängig sind. Da die auf der ganzen Welt und in der Nähe gewisser großen Consumtionsstätten gegebene Erdoberfläche eine beschränkte ist, so ist die Frage

der Extensität die: soll man bei der Production an Grund und Boden oder an Capital und Arbeit, die man darauf verwendet, sparen? Wenig Arbeit und Capital auf weitem Flächenraum ist extensiv, viel Arbeit und Capital auf geringem Flächenraum ist intensiv Wirtschaft. Der Werth des Bodens gegenüber dem Werth der andern Capitale und der Arbeit hat überall die Frage zu entscheiden. In gewissen Gegenden muß man, mit Liebig zu reden, Raubbau treiben oder richtiger gesagt extensiv wirtschaften.

Leider muß ich mich mit diesen wenigen Andeutungen über die Mittel und Gesetze der Volkswirtschaft hier begnügen. Sie bilden die Theorie der Volkswirtschaft. Neben diesem theoretischen Theil enthalten die Lehrbücher der Nationalökonomie einen zweiten praktischen Theil, der mit den mannigfachen Namen belegt wird, bald als praktische Nationalökonomie der einzelnen Erwerbszweige, bald als Volkswirtschaftspflege, als Volkswirtschaftspolitik etc. Wie man es auch nennen mag, es ist eine Anwendung der einzelnen Sätze und Gesetze der Nationalökonomie auf die Praxis, auf die mannigfachen wirtschaftlichen Erscheinungen verschiedener Berufe in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten. Von einem System ist meiner innersten Ueberzeugung nach hier nicht mehr die Rede, und wo man zu systematisiren versucht hat, ist der Versuch unglücklich ausgefallen. Gewöhnlich macht man die Eintheilungen nach den verschiedenen Berufsklassen und classificirt: Nationalökonomie des Ackerbaues, des Waldbaues, des Bergbaues, der Gewerbe, des Handwerks und der Fabrik, des Handels und endlich aller andern Erwerbszweige unter dem sonderbaren Namen der persönlichen Dienstleistungen. In diesem Falle muß man eine Menge der wichtigsten praktischen Fragen an den verschiedensten Orten wiederholt behandeln. Nehmen Sie z. B. die Lehre von den Schutzzöllen, d. h. von Eingangszöllen auf Güter, welche sowohl vom Auslande importirt als auch im Inlande, wengleich mit höheren Kosten, producirt werden können. Die Frage wird gewöhnlich in der Lehre von den Gewerben abgehandelt, allein es giebt ebenso gut Schutzzölle auf Producte des Ackerbaues, ja gerade in England, dem Lande, von welchem aus die Opposition gegen die Schutzzölle begonnen hat, war der Schutz hauptsächlich ein Schutz der englischen Grundherren gegen die Concurrnz des Auslandes. Ebenso war in demselben England der Handel gegen ausländische Concurrnz durch Verbot oder durch Besteuerung des Handels von Ausländern geschützt, ja auch in den s. g. Dienstleistungen giebt es nicht nur Schutzzölle, sondern

Prohibitionen, so in der Ausübung ärztlicher und juristischer Praxis, im Unterrichtsweisen etc. Ein anderes Beispiel. Die s. g. Baufrage kann man unmöglich gut getrennt behandeln, erst die s. g. Hypothekenbanken beim Ackerbau, dann die Industriebanken, die Handelsbanken und endlich die Banken für Leute jederlei Berufes besprechen. Nicht anders verhält es sich mit dem Versicherungswesen: Hagel- und Viehversicherung für den Landbau, Seeversicherung für den Seehandel, Transportversicherung für den Landhandel, Feuerversicherung, Lebensversicherung für jedes Gewerbe und jeden Menschen. Die Frage nach Freizügigkeit, nach Gewerbefreiheit, nach Concessionswesen trifft mehrere oder alle Berufszweige, die Erfindungspatente kann man in der Behandlung nicht von den Nachdrucksgesetzen trennen, kurz die wichtigsten Fragen der praktischen Nationalökonomie kann man nicht an die einzelnen Berufszweige anschließen, ganz davon zu schweigen, daß man praktisch nicht einmal immer angeben kann, zu welchem Beruf die eine oder die andere Thätigkeit gehört, z. B. ob Dreschen und Mahlen zur Landwirthschaft, ob das Hüttenwesen zum Bergbau oder zur s. g. Industrie, ob die in gewissen Gegenden vorkommende abwechselnde Benutzung des Bodens zur Holzproduction und zum Kornbau der Forstwirthschaft oder der Landwirthschaft angehört etc.

Man muß sich wohl darauf beschränken, die hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Erwerbszweige durch Hervorheben des Gleichartigen wie des Ungleichartigen zu charakterisiren und dann die einzelnen praktischen Fragen in einer Reihenfolge, die das Gleichartige möglichst zusammen läßt, zu behandeln.

Von einer Anordnung nach einem System kann nicht die Rede sein, ja nicht einmal nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten darf man zu ausschließlich spähen, denn die Fragen der tausendfältig verwickeltesten Lebenserscheinungen sind nicht ausschließlich ökonomischer, sondern auch juristischer, ethischer, technischer Natur.

Ein Hauptabschnitt der praktischen Nationalökonomie kann schon ganz gewiß nicht unter das System der verschiedenen Erwerbszweige gebeugt werden — die s. g. Finanzwissenschaft oder Staatswirthschaftslehre, welche darum meistens einen ganz selbständigen Theil in dem Kreise der Wirthschaftswissenschaft bildet. Der Grund für diese Trennung der Staatswirthschaft von der andern praktischen Nationalökonomie ist aber ein rein äußerlicher. Innerlich ist auch die Finanzwissenschaft nichts Anderes als die Anwendung ökonomischer Sätze auf die von der Privatwirthschaft

losgelöst und auf den Staat oder andere öffentliche Gesamtheiten (Gemeinde, Kreis) übertragenen Theile der Wirthschaft, verbunden mit nicht ökonomischen Sätzen aller Art. Eigenthümlich ist hier nur die Art und Weise, wie eine öffentliche Gewalt sich die Mittel zur Production theilweise auf anderen Wegen als die Privatwirthschaften verschaffen kann und muß, und der Gegenstand der öffentlichen Production, nämlich derjenigen Production, welche, weil für den Unternehmer nicht rentabel, kein Geld für die Privatwirthschaft bieten, oder welche im Interesse Aller der Privatthätigkeit nicht überlassen werden dürfen. Die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Erwerbszweige oder die bei verschiedenen praktischen Fragen verschiedenen Gesichtspunkte liegen nun aber nicht in Gesetzen, welche einzelnen Berufen und einzelnen Fragen eigenthümlich sind, sondern nur in der besonderen Zusammensetzung aller Ursachen, deren complexe Wirkung die vor unsern Augen allein offen daliegende Thatsache ist. Immer ist es die Wirkung einfacher Ursachen.

Indessen die s. g. praktische Nationalökonomie hat nicht nur den Beruf diese Gesetze zu erforschen, sondern sie hat eine wirklich praktische Aufgabe.

Statt die Natur ihre Wirkung ausüben zu lassen, haben seit lange die Menschen, welche sich klüger als der Schöpfer dünken, in den Gang der Natur durch künstliche Gesetze eingreifen zu müssen geglaubt, was in wirthschaftlichen Dingen fast immer zu verwerfen und nur aus andern Gründen früher vielleicht zu vertheidigen war, jetzt aber, nach Wegfall der nicht wirthschaftlichen und der etwa früher vorhandenen auch wirthschaftlichen Gründe verkehrt geworden ist. Die Folge aller solcher staatlichen Einmischung war andauernde Vertheuerung der Producte, unserem Jahrhundert ist es beschieden, alle diese Verstöße gegen die natürliche Ordnung der Dinge wieder gut zu machen.

Hier liegt der Keim zu dem Uebel, daß der Nationalökonom sich zu keines Mannes Freund machen kann, wohl aber sich zu vieler Leute Feind machen muß. Der Nationalökonom ist der natürliche Vertreter aller Menschen so weit sie Consumenten sind, so weit sie also gern alle Güter möglichst billig zu erlangen streben. Der Nationalökonom ist aber der natürliche Gegner Aller, welche als Producenten durch alle mögliche Bevorzugung vor Andern, durch Privilegien, Bannrechte, Schutzzölle, Zunftschranken, kurz durch das, was die Nationalökonomie unter dem Namen Monopole zusammenfaßt, Andere von der Concurrenz ausschließen wollen.

Der Producent, welcher durch kein Monopol irgend welcher Art geschützt ist, hat einen positiven Schaden durch die Nationalökonomie nicht zu fürchten; mehr Concurrenz, als natürlicherweise möglich ist, kann auch der Nationalökonom nicht schaffen und er will es auch nicht. Nur insofern ist der Nationalökonom auch jedes Producenten Feind, als derselbe stets auf der Lauer liegt, neue Monopole nicht aufkommen zu lassen, während jedes Producenten Bestreben dahin geht, die Concurrenz im Angebot seiner Producte zu beschränken, was ihm auch, sobald er sich dazu nur rechtlicher Mittel bedient, Niemand verargen kann.

Wollte ein Nationalökonom sich dazu hergeben, bestehende Concurrenzbeschränkungen zu befürworten oder neue Concurrenz zu verhindern, so würde ihm das von Erfolg begleitete Bestreben unzweifelhaft großen Gewinn bringen. Wie gut bezahlt man Gutachten zu Gunsten irgend eines Privilegiums! Statt dessen sind die Bemühungen der wahren Nationalökonomie dahin gerichtet, nicht Einigen größere Einnahmen zu verschaffen, sondern Allen die Ausgaben zu verringern und zwar durch Aufhebung der Monopole. Dieses Bemühen lohnt dem Nationalökonom Niemand. Der Vortheil, welcher dem Einzelnen aus der Verbilligung je eines Productes zur Zeit erwächst, ist so unbedeutend, daß sich, diesen möglichen kleinen Vortheil zu erlangen, Keiner etwas kosten läßt, nicht einmal einen Dank. Erst durch Summirung aller der kleinen Vortheile ergiebt sich ein großer Gewinn für den Haushalt eines Jeden. Allein alle Vortheile, welche aus zunehmender Concurrenz mehrerer Menschen und namentlich mehrerer Länder auf demselben Markte erwachsen, sind dem ökonomisch ungeübten Auge nicht einmal sichtbar, denn ein solches Auge mißt nur mit dem Maßstabe des Preises in Geld. Wer Gegenstände mit einem Maßstabe mißt, der denselben Namen behält, aber, ohne daß der Gebrauchende es merkt, immer kleiner wird, dem möchten die Gegenstände als wachsend vorkommen. Der Maßstab, mit dem wir den Werth der Güter zu messen pflegen, ist das Geld, d. h. die edlen Metalle. Dieser Maßstab nun wird im Verlauf der Geschichte immer kleiner, d. h. die edlen Metalle werden billiger, folglich scheinen die hiermit gemessenen Güter immer theurer zu werden. Der wahre, sich gleichbleibende Maßstab wäre die Summe von andern Gütern, die man für irgend eins eintauschen kann; eine solche Berechnung in Zahlen ist nun aber selbst für den Nationalökonom nicht leicht, wie soll der Laie diese Gedankenoperation vornehmen? Das Billigerwerden der Güter entgeht den Blicken der Meisten, die Nationalökonomie scheint also Nichts erreicht



zu haben. In Zeiten nun, in denen die Geldpreise fast aller Güter ganz besonders steigen, wie in der unsrigen seit der Verbilligung des Geldes durch die australisch-kalifornischen Goldentdeckungen, scheinen die Waaren nicht billiger, sondern theurer zu werden, und recht tolle Gegner der Nationalökonomie schieben die Schuld davon geradezu dem Nationalökonom in die Schuhe; glaubt es auch kein Vernünftiger ganz, so bleibt doch von jeder Verleumdung immer etwas hängen — und wie viel giebt es nicht Unvernünftige!

Aber nicht nur vielen Producenten ist die Nationalökonomie ein Dorn im Auge, sondern auch vielfach den Regierungen sei es ganzer Länder, sei es der Communen. Wo Monopole existiren, da konnten dieselben nur aufkommen unter dem ausdrücklichen oder stillschweigenden Schutze der Regierung. Geht man den Monopolen zu Leibe, so greift man entweder die bestehende Regierung an, oder, falls die Monopole älter sind, liegt in jedem Tadel des Monopols doch implicite ein Tadel, daß die Regierung dasselbe noch nicht beseitigt hat, ganz abgesehen davon, daß es ja in den meisten Fällen schon ein Verbrechen ist, überhaupt irgend eine Regierungshandlung zu tadeln, da die Regierung es doch besser wissen muß als der beschränkte Unterthanenverstand.

Die Nationalökonomie tritt fast immer tadelnd auf, denn wo zu loben wäre, kann sie doch nicht jedes Mal die ganze Reihe alles Lobenswerthen aufführen. Würden die Regierungen den Begehren der Nationalökonomie zuvorkommen, dann fände die Nationalökonomie auch Vieles speciell zu loben, allein die Praxis kann leider der Wissenschaft nicht vorausgehen, sondern ihr nur folgen. Uebrigens steht die Nationalökonomie nicht vereinsamt in dieser Beziehung — mit den Anforderungen der Jurisprudenz, der Medicin etc. ist es nicht anders, nur hat die Medicin meistens zu tadeln, daß die Regierung zu wenig gesorgt hat, während in wirtschaftlichen Dingen ihre „Fürsorge“ zu ausgedehnt war. Die eine Wissenschaft hat Unterlassungssünden, die andere Begehungssünden zu tadeln, deren Gründe beide dieselben sind. Die Ergreifung sanitätspolizeilicher Maßregeln hätte Geld gekostet, und die Ertheilung von Monopolen aller Art brachte Geld ein.

Mit diesen Andeutungen über den Begriff und Inhalt der Nationalökonomie muß ich mich heute leider begnügen. Bei meinen bisherigen Erörterungen habe ich nun den Kaufmann scheinbar sehr aus dem Auge gelassen — allein auch nur scheinbar; er stand mir stets dabei vor Augen. Es ist leicht einzusehen, warum das Studium der Nationalökonomie zur

Grundlage für die Bildung des Kaufmanns in Riga gemacht werden muß. Der Kaufmann ist überall, und namentlich in einer großen Seestadt, derjenige Geschäftsmann in der Welt, welchem die große Aufgabe zufällt, zwischen den Consumenten und allen Producenten, die nicht direct mit einander in geschäftliche Berührung treten wollen oder können, den Vermittler zu machen; er muß also die gesammten Bedürfnisse der Menschen und die gesammten Productionen überblicken, er muß dafür sorgen, daß die Güter den Bedürfnissen angepaßt werden, aber auch durch richtige Auswahl der Güter die richtigen Bedürfnisse wecken. Wie tief kann z. B. hierin der Händler mit Geistesnahrung, der Buchhändler, der Kunsthändler, auf das Publicum einwirken! Der Kaufmann hat oft eine sehr hohe civilisatorische Aufgabe. Nur noch eine Lebensthätigkeit verlangt eine ebenso große ökonomische Bildung, als ich sie für den Kaufmann großen Stiles verlange — es ist die Thätigkeit eines Mitgliedes der Regierung, des Verwaltungsbeamten, stehe er im Dienste des Staates oder der Commune. Ist das richtig, dann muß aus zweifachem Grunde die Nationalökonomie das Fundament aller Bildung des Kaufmannes in Riga sein, denn in wie vielen Beziehungen ist nicht der Kaufmann hier in dem schönen Stücke des Rigaschen Selbstregiments ein Theil der Regierung. Die Stadt Riga und die baltischen Provinzen stehen in einer ernstern, schweren und darum großen Zeit, große Zeiten aber verlangen ganze Männer.

Noblesse oblige, sagt das schöne französische Sprichwort. Wer den Kaufmann so hoch stellt, wie mir derselbe im Geiste vor Augen steht — nun, der muß auch besonders hohe Anforderungen an seine Bildung stellen.

Bildung ist Macht.

Dr. Laspeyres.

## Amerikanische Briefe eines Livländers.

### III.

New-York, den 9. März (25. Februar) 1868.

New-York wird von Tag zu Tag gottloser, und zwar in so reißender Progression, daß wahrscheinlich in allernächster Zukunft der Feuer- und Schwefelregen beginnen wird, der es gleich Sodom von der Erde tilgen soll. Herr Pfarrer R. . . . von G. . . . Kirche (Anglo-Amerikaner) hat sogar schon vor drei Wochen vom Himmel die Depesche bekommen, die ihm Tag und Stunde meldet, da nicht nur New-York, sondern die ganze Erde zu Staub und Trümmern geschlagen werden soll. Die Einladung, die der fromme Mann durch alle Zeitungen an die ganze Stadt ergehen ließ sich in seiner Kirche einzufinden, um sich das Programm dieses wichtigen Vorganges im genauesten Detail mittheilen zu lassen, war so dringend, daß, meinem Urtheile nach, wir sehr wohl thäten schnell unseren letzten Willen aufzusetzen, der Nacht und Chaos zu unseren Universalerben erklärt, damit diesen guten Leuten die Erbschaft nicht etwa angestritten werde, weil sie kein regelrechtes Testament aufzuweisen haben. Ich würde leider verhindert diesen interessanten Eröffnungen beizuwohnen, und bin daher, so sehr ich es bedaure, nicht im Stande Ihnen den Tag mitzutheilen, für den Sie sich bereit zu halten haben. Dagegen kann ich Ihnen ziemlich genaue Auskunft darüber geben, was so speciell den Groll des Himmels gegen New-York erregt hat.

Uns wird bekanntlich von der Schrift geboten nicht zu fragen: „Was werden wir essen; was werden wir trinken?“ Gegen dieses Gebot aber sündigen hier heute Unzählige; und lawinenmäßig wächst die Zahl derer, die die Frage stellen. Gewiß sind die Leute schuldig; allein, wie sie zu

dem Worte kommen, lernte ich neulich doch verstehen, als mich ein Irländer fast mit Gewalt in einen Bäckerladen zwang. Der Schnee und der Nordwind hatten dem Mann in Hemdsärmeln und Weste sein Gesicht und seine Hände mit einem noch brennenderen Roth bemalt, als sein flammiges Haar es wies. Der Mann hatte Frau und Kinder zu Hause, deren Magen gewiß nicht in besserer Condition waren als der seinige. Er war außergewöhnlich schmutzig; aber ein Rabenvater war er deswegen doch nicht, denn als er behauptete, daß seine Kinder hungerten, da ließen ihm die Thränen über die Wangen und gruben zwei Rinnen in den Schmutz, der dieselben bedeckte. Das sah sehr komisch aus, und die Vorübergehenden lachten auch recht herzlich. Aber ein Rabenvater war er trotzdem nicht. Und dennoch — ich hatte ihm zwei Brode gekauft, das eine preßte er unter den Arm, in das andere biß er wie ein wildes Thier hinein, während er davon lief. Es waren sonderbar unharmonische und widrige Töne, die er dabei ausstieß. Es war gar zu drollig: ich glaube der Mann hatte ein Theilchen seiner Vernunft in dem unbekanntem Loch gelassen, wo sein Weib und seine Kinder lauerten.

Doch der Verderb der Stadt ist noch größer. Die Leute erkundigen sich nicht nur wo sie Nahrung hernehmen sollen ihr Leben zu fristen, sie fragen auch: „Wo werden wir schlafen?“ Gewiß, eine vermessene Neugier. Allein verstehen kann man auch diese Frage; denn sie fragen nicht, wo werden wir morgen schlafen; nein! heute, jetzt, jetzt da die Sterne schon die Hälfte ihrer nächtlichen Bahn zurückgelegt haben, da es in den Wipfeln der Bäume so unheimlich braust und saust, da der Wind unsere frierenden Knochen schüttelt, daß man sich fast einreden könnte, Freund Hein rüttelte sein dürres Gebein zurecht. O, es ist höchst drollig, wenn man um Mitternacht nach Hause geht und oft von zwei oder drei solchen klappernden Gestalten um 15 Cent angesprochen wird, damit sie ein Nachtlager finden könnten. Man weist sie nach der Polizeistation. Du lieber Gott! da sind sie schon vor mehreren Stunden gewesen und haben Einlaß begehrt. Man hat sie abgewiesen: es war kein Plätzchen mehr frei da sie sich hätten hinsetzen können. Höchst drollig, in der That diese schauernden Gestalten, die bis an den lichten Morgen die öden Straßen durchstreifen; wenn sie sich setzten, so würde der Schlaf sie übermannen, und sie würden im Paradiese erwachen. Aber sie sind auch Thoren: sie ziehen eine Toilette an, die selbst für Neapel in dieser Jahreszeit zu lustig wäre. New-York nun liegt freilich in der gleichen geographischen Breite mit Neapel; allein

der Schnee liegt jetzt noch mehrere Fuß tief auf den Straßen. Was für eine aberwitzige Idee in diesem Klima, in diesen Schneestürmen, die sich einer den anderen jagen, nur mit einigen sadenscheinigen Lumpen bekleidet und hungrig die ganze Nacht spazieren zu waten!

Manche meiner sehr geehrten Freunde von drüben werden nun wohl meinen, die Leute sollten arbeiten, dann würden sie nicht in diese drollige Position kommen; Amerika sei das Land der Arbeit, man brauche sich keiner zu schämen und könne stets eine finden, die den Mann redlich nährt. Diesen geehrten Freunden aber muß ich erwidern — und jede amerikanische Zeitung wird ihnen das bestätigen — das war so, und das wird wieder so sein; aber es ist nicht so. Von Thür zu Thür gehen diese Leute, und betteln **um Arbeit**. (Denn es giebt in diesem Lande sehr Wenige — die wirklich Arbeitsunfähigen ausgenommen — die nichts-thuerisches Bettelbrod für süß halten.) Sie verzichten auf jeden Lohn; sie wollen arbeiten, hart arbeiten, und verlangen nichts als Kost und eine Schlafstätte. Sie werden fortgeschickt. Es giebt keine Arbeit zu thun. Es ist das drollig, höchst drollig; aber es ist doch so.

Allein das Drolligste an der Sache ist, daß nicht der Himmel diese Noth verhängt hat: die Ernte ist, wenn auch nicht ausgezeichnet, so doch auch keineswegs schlecht gewesen; das Kriegsgeschrei ist längst verstummt, und ein langer Friede steht zu hoffen; das Land ist nicht nur noch immer überreich an unausgebeuteten Erwerbsquellen, sondern es ist auch gegenwärtig thatsächlich im Wohlstande. Was aber ist denn die Ursache der entsetzlichen Mattigkeit, die das ganze Geschäftsleben in einem Maße überschlichen hat, daß man glauben könnte, das Marz beginne in den Knochen des jungen Riesen Amerika zu verdorren? Die Antwort ist eine furchtbare, eine, über die Napoleon III. und Graf Bismarck sich für ihr ganzes Leben satt lachen können: wir sind ein freies Volk, wir regieren uns selbst, und unsere Regierung weiß mit beneidenswerthem Scharfsinn jedes Mittel aufzufinden, das die allgemeine Wohlfahrt schädigen kann, und setzt und hält es mit großartiger Energie in Wirksamkeit. Alle unsere Beamten gehen, unmittelbar oder mittelbar, aus der freien Wahl des Volkes hervor; und unter zehn sind neun Schuste und Diebe, die in all' ihrem Denken und Thun — in ihren Worten natürlich nicht — nichts so absolut unberücksichtigt lassen, wie das Allgemeinwohl. Das Land ist so reich, daß es jährlich einen kaum glaublichen Theil seiner Schuld tilgen kann; aber es

wird von Steuern\*) — die zur Hälfte ausgesucht aberwichtig sind — erdrückt, nicht etwa um diese Abzahlungen machen zu können, sondern damit sich alle Beamteten in einem resp. in zwei oder vier Jahren steinreich stellen, und außerdem die ungeheueren Summen decken können, die ihre Wahl ihnen gekostet. Wir, das souveräne Volk, wollen dieses; und Präsident, Senat, Congress, Legislaturen und Behörden der Einzelstaaten, ja jeder Gerichtsschreiber hat seinen eigenen Willen, und handelt ungestraft diesem gemäß. Wir, das souveräne Volk, herrschen; und wir müssen im Handel und Wandel die Hände in den Schooß legen, weil wir die Verhältnisse nicht von heute auf morgen berechnen können; denn wer wollte sich vermessen zu errathen, welche neue Ungeheuerlichkeit, welche neue freche Spitzbüberei eine der Mächte in Washington in diesen vierundzwanzig Stunden aushecken wird. Hans schwört auf die Demokraten, Peter auf die Republikaner; bietet sich die Gelegenheit, so schießen sie sich auch einander für ihre Parteien todt; aber fragen Sie sie auf ihr Gewissen, so wird Ihnen Hans wie Peter zugestehen, daß, mit wenigen Ausnahmen auf der einen wie auf der anderen Seite, diese wie jene — so weit sie officeholders sind — scheußliche Vampyre sind, deren ganzes Sinnen und Trachten stets auf den einen Punkt hinausläuft, in kürzester Frist möglichst viel von dem goldenen Blute der Republik auszusaugen. Nun, wenn Leute, die bereits wegen allzu schamloser Unterschleife mit Schimpf und Schande von ihrem Amte gejagt worden, sich dreist um die höchsten Aemter bewerben dürfen; wenn Preissächter, d. h. Leute die sich tief unter die römischen Gladiatoren erniedrigt haben, im Congress als Repräsentanten des freien Volkes tagen; wessen muß man da nicht gewärtig sein!

Warum aber werden diese Leute zu Dienern der Allgemeinheit bestellt? Hat das Volk keine Auswahl? Sind gar keine Männer mehr vorhanden, die noch ein Gewissen im Busen tragen und eine Ahnung davon haben, daß die Dienste, die man seinen Mitmenschen erweist, das höchste Glück der Erde sind? Oder ist das Volk so entfittlicht, daß es nicht mehr sittliche Männer zu seinen Leitern haben will? Nichts von alle dem. Der Kern des Volkes ist gesund, und Amerika hat so viele scharfsöpfige und großherzige Männer, als irgend ein Land der Erde. Aber die Politik liegt fast vollständig in den Händen der Schlechten, und das hat einen

---

\*) Die stärkste Steuer — Cigarren ausgenommen — liegt auf Zündhölzern; sie beträgt 100 pCt.

doppelten Grund. Der erste und unbedeutendere, aber im engsten Zusammenhange mit dem zweiten und bedeutenderen stehende, ist die übele Einrichtung der Vorwahlen, in denen die Wahlcandidaten bestimmt werden. Diese sogenannten primary elections gehen ohne jede gesetzliche Controle vor sich und werden daher durchaus von den Politikern von Fach, d. h. von den Stellenjägern und Blutsaugern, beherrscht. Wie da mit den Stimmzetteln verfahren wird, das mögen vielleicht die Götter wissen, den Menschen aber bleibt es durchaus verborgen: aus der Urne gehen eine Anzahl Namen hervor, man weiß nicht wie noch warum; nur so viel ist sicher, daß es immer diejenigen sind, die die politischen Rowdies, die hohen Patrone dieser Wahl gewünscht haben. Von diesen so „aus Nacht und Nebel geborenen“ Candidaten muß man nun einen beliebigen zu dem seinigen machen. Denn einem nicht auf der Liste stehenden Mann seine Stimme zu geben, wäre Thorheit, da dieses Votum sich wie ein Tropfen Wasser im Ocean verlieren würde. Und seiner Stimme sich zu begeben, wäre gleichfalls nicht richtig, da man dann nicht einmal darauf hinwirken kann, daß der vermuthlich Beste unter den Schlechten reißt. Eine Massenopposition in's Leben zu rufen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Wollte man ein Meeting zu dem Zweck zusammenberufen, so würde man einfach herausgeprügelt werden. (Daß wir ein freies Volk sind, hindert selbstverständlich nicht, daß wir Faust und Revolver für die besten Argumente halten.) Die Tagespresse dazu zu benutzen, ist gleichfalls unausführbar, da jede Zeitung geschworenes Parteiblatt ist, das die Candidaten seiner Clique als Engel verkleidet — mit so gutem Erfolg, daß ein Blindgeborener auf fünfzehn Schritt die Hörner und den Pferdefuß erkennt — und die übertriebensten und dummsten Lügen gegen die Gegner schleudert — als wenn es noch der Lügen bedürfte. Den Morgen nach der Wahl bekennen sie freilich mit bezaubernder Frechheit, daß sie genau in dem gleichen Maße nach rechts wie nach links die Unwahrheit gesprochen haben. Doch was hilft das: das Volk weiß nur von den Namen, die man ihm in den Mund gelegt. Und will es ja einmal schwankeud werden, so manövriren die sehr beträchtlichen Massen derer, die Stimme, Faust und Seligkeit für ein Glas Whisky und fünf Dollar verkaufen, so geschickt und geschlossen, daß der Steg immer den Professionsleuten bleibt.

In den großen Städten namentlich halten die aus lauter Egoismus zusammengesetzten Parteiführer ganz ausschließlich das Ruder in ihrer Hand, da sie unbeschränkt über das Proletariat — ich will das sittliche Proletariat

mitinbegriffen wissen, das in Sammet und Seide stolzirt, gebieten, das in der Regel die Majorität bildet und daher herrscht, weil die Zahl der eine große Grundstein ist, auf dem dieser Staat aufgebaut ist. Die an Verstand und Gesinnung tüchtigen Leute ziehen sich von Tag zu Tag mehr zurück, und leben nur sich selbst und ihrem Hause. — So sind die großen Städte, die Mittelpunkte der Intelligenz, die den allerhöchsten Einfluß auf das flache Land ausüben, am übelsten berathen. Statt dem Volke seine tüchtigsten Führer zu geben, geben sie ihm die ärgsten Verderber, geben ihm diese, obgleich die Männer nach Hunderten zählen, die jedem Lande und jedem Zeitalter zur Ehre gereichen würden. — Außer denen, die sich in den Raub theilen, ist nicht ein Mensch im Lande, der nicht empfindlich unter diesen Verhältnissen zu leiden hätte. Jeder fühlt es, Jeder schimpft darüber, und — es bleibt nicht nur ebenso, sondern wird von Jahr zu Jahr schlimmer, obgleich das Volk souverän ist. Beneidenswerthe Resultate, die die Freiheit hier zu Tage fördert.

Die Freiheit? Nein! Es ist nicht wahr, daß dieses Land in politischer Beziehung frei ist. Coterien, die sich auf den Pöbel stützen und die niedrigsten Leidenschaften in den Busen der Menschen zu wüstem Leben wachstören, theilen sich in die Herrschaft um das Land; willig, wie ein Gaul, folgt das Volk dem Jügel, den sie bald hierhin, bald dorthin reißen. Die Führer, und auch die Schattirungen der Coterien wechseln oft und rasch, aber immer sind Coterien die Despoten des Landes. Seit Washington und Jefferson von der Bühne traten, ist das Heft den Händen des Volkes entwunden und in denen von Parteimenschen.

Und es konnte nicht anders kommen, denn die ganze Verfassung dieses Staates ruht auf einer Lüge, auf der Lüge von der Gleichheit aller Menschen, und auf der Consequenz dieser Lüge, auf dem Princip, daß in allen politischen Fragen allein die Zahl den Entscheid zu geben habe. Der Mensch hat von Natur kein anderes Recht, als das der persönlichen Freiheit, und das, ebenso unbehindert wie alle Uebrigen, die Leiter des Lebens hinaufklimmen zu dürfen, bis zur höchsten Stufe, wenn seine Kraft dazu ausreicht. Da sie aber thatsächlich nicht Alle zu der gleichen Höhe hinaufklimmen, so sind sie auch einander nicht gleich. Und weil sie einander nicht gleich sind, so steht auch dem Staate die sittliche Befugniß zu, ihre politischen Rechte je nach der Höhe zu bemessen, die sie erstiegen haben. Und ferner, weil sie einander nicht gleich sind, so ist es eine Thorheit ihnen gleiche politische Rechte zu geben. Unterschiedsloses Stimm- und



Wahrheit ist ein verderblicher Unstun, auf trügerischen Doctrinen aufgebaut, die für die Engel Gottes wahr sein mögen, für die Menschen dieser Erde aber eine Lüge sind, verlockend anzusehen wie der Aepfel im Paradiese, aber auch kaum minder verderblich.

Frankreich und Amerika das sind die beiden einzigen großen Staaten, die suffrage universel haben. Sehen Sie auf die Folgen. Dort herrscht Napoleon III. und man wird bald meinen können, er sei der Geist Philipps II. Hier ist der Präsident ein trunkener Schneider, dessen einziges Verdienst eine unübertroffene Starrköpfigkeit ist, und unter unseren Repräsentanten und Beamten sind neun unter zehn gewissenloseste Egoisten, Diebe oder im Allgemeinen elende Wichte.

In Frankreich ist das suffrage universel eine lügnerische Farce, hier ist es Wahrheit; darum bleiben wir auch bei Amerika. — Perikles führte in Athen die gleiche absolute Demokratie ein, und noch war sein Körper nicht vollständig zu Staub zerfallen, so rief Kleon, der hinverbrannte Demagoge, den Athern die schneidende Wahrheit zu: Ihr gleicht vielmehr Leuten, die gekommen sind sich an einem Redner zu ergötzen, als Bürgern, die über das Wohl des Vaterlandes tagen.

Das gleiche Wort gilt auch für Amerika. Und da die Ursachen die gleichen sind, so werden auch die Wirkungen die gleichen sein, wenn es nicht bald Umkehr hält: es wird die Feldherren, die bei seinen Arginusen gesiegt, zum Nichtplatz schleppen; es wird seinen Alcibiades auf Leib und Leben anklagen, ihm zuzuschützen, wenn er einen Vogel aus seiner Toga fliegen läßt, und ihn verbannen, wenn er das Vaterland gerettet hat; heute wird es Kleon und morgen Antiphon entgegenjubeln und übermorgen Sokrates den Giftbecher reichen, und vor dreißig Tyrannen den Rücken beugen.

Aber außer Sorge! Es wird Umkehr halten, nicht heute und nicht morgen, aber, täuscht mich nicht Alles, so werden Sie und ich es noch erleben. Herr Pfarrer R. . . . hat Recht, es liegen große Dinge in der Luft, nur handelt es sich nicht um den Weltuntergang, sondern um die politische Umgestaltung dieses Landes, und die Ereignisse sind nicht in den nächsten Wochen, sondern in den nächsten zwei oder drei Jahrzehnten zu erwarten. Von Tag zu Tag mehren sich die Leute, die immer klarer die Ursachen des Unwesens erkennen, das uns nach der Pfeife von Leuten tanzen läßt, die schlechter sind als wir, und die unnützeften und unnatürlichsten Nöthe aller Art über das Land beschwören. Der Unstun wird toller und

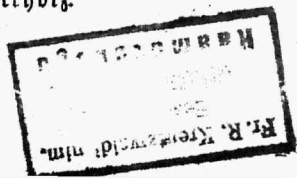
toller; und das ist ein Glück, denn je toller er wird, desto lauter wird auch die Frage: wozu dulden wir das? Die Herren Politiker und die Verfechter der égalité bleiben die Antwort schuldig. Darum werden sie und ihr System fallen, und das Volk wird sich ein neues und besseres Gesetz geben, denn der Kern des Volkes ist gesund und Amerika zählt so viele scharfsöpfige und großherzige Männer als irgend ein Land der Erde. In Opposition zu dem wahnwitzigsten Despotismus der Europa beherrschte, wurde hier die Freiheit geschaffen, und darum outrirte man nach dieser Seite, wie bisher nach der anderen Seite outrirt worden war. Jetzt beginnt die Zeit anzubrechen, da man hier in die richtige Mitte einlenken wird.

Mein Brief ist lang geworden und hat eigentlich nur eine politische Frage behandelt. Allein ich habe es, so zu sagen, für meine Pflicht gehalten diesen Punkt einmal zu berühren. Wir leben in einer Zeit, da die großen Umwälzungen in dem Verfassungsleben der Staaten weit weniger durch brutale Gewalt als durch den Gedanken vollführt werden. Deswegen darf man aber doch nicht verkennen, daß wir in einem durchaus revolutionären Zeitalter stehen. In Mittel- und einem Theil von Süd-Europa herrscht eine stark demokratische Tendenz vor. Alles muß daher gethan werden, daß europäische d. h. in diesem Falle möglichst unparteiische Augen aufmerksam die amerikanischen Zustände prüfen, damit man sich die hier gemachten Erfahrungen zu Nutzen mache, und nicht nur durch eigenes Leiden erfahre, wie scharfe Dornen die Rose Demokratie habe. — Sollte die Zahl der Utrademokraten je wieder in Europa so stark anwachsen, daß sie es wagen die alte Fahne der égalité aufzupflanzen und das Volk im Namen dieser Freiheit zu den Waffen zu rufen, ich glaube dann könnten die Fürsten ein wirksameres Mittel als die Gefängnisse finden, um diese Schwärmer zu kuriren: sie sollten sie auf ein Jahr — womöglich kurz vor einer Präsidentenwahl — nach Amerika schicken, und sie würden lernen, daß eine demokratische Republik keineswegs eo ipso die Realisirung des Staatsideals ist.

---

Von der Censur erlaubt. Riga, den 21. März 1868.

Redacteur G. Bertholz.



Ar 868P  
Baltische

### Literarische Anzeige.

---

Binnen Kurzem erscheint im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung:

# K a u c h.

Aus dem Russischen des Iwan Turgenjew.

Autorisirte Ausgabe.

Preis 1 Rubel 50 Kopfen Silber.

Bestellungen hierauf werden schon jetzt in allen Buchhandlungen entgegengenommen.

Fr. Lucas'sche Buchhandlung  
in Mitau.

---